

6.

Zigeuner-Friedl.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
1867.

Erstes Kapitel.

Die Pflegemutter.

Am äußersten Ende des Dorfes lag eine Hütte mit einem Gärtchen daran, welches, etwa einen halben Morgen groß, ringsum von einer lebendigen Hecke eingeschlossen wurde. Vor der Thür der Hütte, auf einem geebneten Platze, der mit gelbem Kies bestreut war, stand eine Linde und breitete weithin ihre dichtbelaubten Aeste aus. Das gab ein herrliches Dach und köstlichen, kühlen Schatten im Sommer, wozu noch kam, daß man, unter der Linde sitzend, rechts und links weithin sehen konnte; rechts auf die Landstraße hinaus, die sich im fernen Gebirge verlor, links in das Dorf hinein, wo es den Tag über mannichfaches Leben und regsames Schaffen und Arbeiten zu sehen gab, so daß man unter der Linde kaum viele Langeweile verspüren konnte. Darum war sie auch das Lieblingsplätzchen der Leute, die im Häuschen wohnten. An schönen Sommertagen sah man schon am frühen Morgen die alte Esther unter der Linde sitzen, und um sie herum spielte der kleine Friedl auf dem Kiesplatze, wobei er fleißig mit der Großmutter zu plaudern pflegte, die nie müde wurde, dem munteren Knaben auf seine unaufhörlichen und oft recht verwunderlichen Fragen Red'

und Antwort zu geben, obgleich es ihr manchmal recht schwer ankam, den neugierigen, kleinen Burschen zufrieden zu stellen.

Die alte Esther hatte nicht von Jugend auf in dem Dorfe gelebt. Erst vor sechs oder sieben Jahren war sie dahin gekommen — zu Fuß, den kleinen Friedl auf dem Arme, der damals höchstens ein paar Monate alt sein mochte, und ein Bündel auf dem Rücken, an dem sie ziemlich schwer zu tragen hatte. Die Lage des Dorfes schien ihr zu gefallen, und da zufällig die Hütte, welche sie jetzt bewohnte, zu Verkaufe stand mit Stallung, Vieh, Garten und ein paar Morgen Acker, so trat sie in Unterhandlung mit dem Verkäufer, wurde mit ihm handelseinig, öffnete ihr Bündel, nahm einen schweren Geldbeutel heraus, und bezahlte die kleine Besitzung bei Heller und Pfennig. Die Dorfgemeinde hatte unter diesen Umständen gegen ihre Niederlassung nichts einzuwenden, und so bezog denn die alte Esther ihre kleine Besitzung, wo sie ungestört und zufrieden lebte, bis der kleine Friedl zu einem gesunden, kräftigen und bildhübschen Knaben von etwa sieben oder acht Jahren herangewachsen war. Sie konnte nicht für reich oder auch nur für wohlhabend gelten, aber geradezu arm war sie auch nicht, denn ihr kleines Gut reichte völlig aus, sie mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen zu versehen. Mit Hülfe einer alten Tagelöhnerin bestellte sie ihren Garten und ihr Feld, ihre Kühe und Ziegen, und gewann Milch und Früchte genug, um noch einen nicht ganz unbedeutenden Ueberschuß zum Verkaufe in die nahe Stadt schicken zu können. Das gab baares Geld zu den Einkäufen für Schuhwerk und Kleidung, und vielleicht blieb wohl gar auch noch ein kleiner Sparpfennig übrig, der zu andern Sparpfennigen in den alten Wandschrank wanderte, welcher im Hintergrunde der Stube zwischen dem großen Kachelofen und der Wand in der Mauer angebracht war. Kurz, die alte Esther und ihr kleiner Friedl lebten ganz glücklich und sorglos in ihrem

Häuschen, und nur Ein Umstand war es, der Friedl zu verdrießen schien, als er nachgrade größer und verständiger wurde. Das war nämlich, weil ihn die Leute im Dorfe und auch die Kinder, mit denen er manchmal zusammenkam und spielte, nicht schlechtweg Friedl, sondern Zigeuner-Friedl nannten. Ohne recht zu wissen, warum, ärgerte ihn das, und er beklagte sich bei der Großmutter darüber, die ihn möglichst zu beruhigen suchte.

„Laß sie doch, Friedl," pflegte sie auf seine Klagen zu antworten, „ein Name ist wie der andere, und am Ende meint es ja Niemand böse mit dir. Zigeuner hin, Zigeuner her! Sei du nur immer ein braves, artiges, frommes Kind, dann kann dir auch der böseste Name nichts Böses thun. Wahr ist's ja doch, daß ich selber eine Zigeunerin bin und viele, viele Jahre hindurch mit meinem Volke gelebt habe, aber ich bin ja darum noch nicht schlechter geworden, als andere Menschen. Laß die Leute reden, lieb haben sie dich doch, und das ist die Hauptsache."

Allmählig beruhigte sich Friedl bei diesem Zuspruche der Großmutter, besonders wohl, weil er sah, daß sie in der Hauptsache recht hatte. Die Leute im Dorfe liebten ihn wirklich, und meinten es mit dem Zigeuner-Friedl nicht schlimm. Sie nannten ihn eben so, um ihn von anderen Friedl'n zu unterscheiden, deren es noch vier oder fünf unter ihren Spielkameraden gab. Bosheit steckte nicht hinter dem Namen, und dieß um so weniger, als die alte Esther nie verhehlt oder zu läugnen gesucht hatte, daß sie dem Stamme der Zigeuner angehörte. Jetzt lebte sie ja nicht mehr wie eine Zigeunerin, sondern wie jede andere gute, christliche Frau im Dorfe, hatte ihr eigenes Häuschen, ging jeden Sonntag andächtig zur Kirche, spendete nach ihren schwachen Kräften den Aermeren Almosen, und, was die Hauptsache war, sie erzog den kleinen Friedl in aller Tugend, Zucht

und Gottesfurcht. Wie der hübscheste, so war der Friedl auch der bravste, bescheidenste und artigste Knabe im Dorfe, und gehörte zu den besonderen Lieblingen des Herrn Schullehrers und des Herrn Pfarrers, welche bei jeder Gelegenheit ihre herzliche Freude über den wackeren Friedl zu erkennen gaben.

Friedl war aber auch wirklich ein guter Junge, und ein bildschönes Kind mit vollen, glänzend blonden Locken, großen, frommen Augen und zartem Antlitz. Unter den übrigen Bauernjungen sah er aus wie ein kleiner Prinz, und hatte etwas ganz eigenthümlich Anmuthiges in seinem ganzen Wesen und Benehmen, das selbst auf die rohesten Burschen einen solchen Einfluß übte, daß sie ihn fast niemals grob und hart behandelten.

So verbrachte Friedl in stillem, ungestörtem Glücke die Jahre seiner Kindheit, bis auch für ihn Tage kamen, die den heiteren Himmel seines Lebens trüben und ihn aus dem friedlichen Asyle seiner Heimath in das rauhe Treiben der Welt hinaus schleudern sollten. Seine Großmutter, die gute, alte Esther, wurde krank, und ihr schnelles Zusammenfallen verrieth, daß das Ende ihrer Tage mit raschen Schritten heran nahete. So lange es ging, verließ sie noch Morgens ihre Hütte und setzte sich unter die Linde, wo sie so viele sonnenhelle Tage hindurch gesessen hatte, und freute sich wie sonst des kühlenden Schattens, der freien Luft, des leisen Windesrauschens in dem Wipfel der Linde. Aber als der Herbst heran kam und die Luft kühler wehte; als die Ernte von den Feldern hereingebracht wurde und der Wind über die Stoppeln hinfuhr; als die Störche davon zogen und die zwitschernden Singvögel und die zierliche, schnelle Schwalbe; als die grünen Beeren an den Büschen sich mit feurig brennender Röthe färbten; als die Blätter der Linde gelb und bräunlich von den Aesten fielen und, ein Spiel jedes leisen Windhauches, rasch in die Weite

davon flatterten: da seufzte die alte Esther, und mit schwermüthigem Kopfschütteln sagte sie vor sich hin: „Auch mein Winter kommt, und bald werde ich unter der weißen Schneedecke ruhen, wie die ganze Natur. Aber nicht wie die ganze Natur werde ich zu einem neuen Frühlinge erwachen, wenigstens nicht zu einem irdischen."

An einem Sonntage war es, als sie zum letzten Male von dem lieben Plätzchen unter der Linde in ihre Hütte zurückschlich — gebückt, matt, hinfällig, auf einen Stab und auf den kleinen Friedl gestützt, der sich nach besten Kräften der Großmutter behülflich zeigte. Zum letzten Male hatte sie ihre Augen an dem goldenen Sonnenscheine erquickt — am folgenden Tage schon konnte sie die Hütte nicht mehr verlassen. Der Spätherbst war da; der Himmel, sonst so blau und hell, hatte sich in einen düsteren Wolkenmantel eingehüllt, aus welchem der Regen in Strömen hernieder rauschte; der Sturmwind jagte auf schnaubenden Rossen brausend über die Erde und streifte im Vorbeieilen das letzte Laub von den Bäumen; Großmutter Esther aber saß still sinnend am kleinen Fenster der Hütte und seufzte: „es ist vorbei!" — Ob mit den schönen Tagen des vergangenen Sommers, ob mit ihrem eigenen Lebenssommer? wer konnte wissen, was sie meinte, daß es vorbei sei? Vielleicht mit Beiden! Und da hätte sie denn freilich das Rechte getroffen gehabt.

Bis zu Anfang des Winters schleppte sie sich wohl noch mühsam zum Fenster hin, aber als der erste Schnee auf den Feldern liegen blieb, vermochte sie auch das nicht mehr. „Mein Leichentuch ist fertig," murmelte sie mit zitternden Lippen, und von nun an fehlte ihr die Kraft, sich wieder aus ihrem Bette zu erheben. Ihre Kräfte gingen zu Rüste.

Friedl sah wohl, daß die Großmutter schwach und gebrechlich war, aber er machte sich keine traurigen Gedanken darüber,

sondern meinte, es werde wohl vorübergehen. Daß die Großmutter sterben könne, fiel ihm gar nicht ein. Gleichwohl pflegte er sie sorgfältig, wie ein rechtschaffenes, braves Kind, wich nicht von ihrem Bette und vertrieb ihr die Zeit, so gut er konnte. Kürzlich erst hatte ihm der Herr Pfarrer ein Buch geschenkt, in dem schöne, fromme Geschichten zu lesen waren, und aus diesem Buche, das er sehr lieb hatte, las er der Großmutter fleißig vor, und freute sich, wenn ihr die schönen Geschichten eben so gut gefielen, wie ihm selber. Als er es ganz bis zur letzten Seite durchgelesen hatte, mußte er noch einmal von vorn anfangen und noch einmal Alles wiederholen, und besonders Eine Geschichte, die las er wohl vier oder fünf Mal, weil sie ihm nnd der Großmutter von allen anderen am allermeisten gefiel. Es war das nämlich die Geschichte von einem armen Knaben, der schon in früher Jugend Vater und Mutter verloren, und sich ohne Hülfe und Stütze, nur mit dem Beistande des ewigen Vaters im Himmel durch die Welt hatte schlagen müssen. Es war ihm auch recht gut gelungen, obgleich es ihm Anfangs sehr schlimm in der fremden Welt ergangen war. In allen Nöthen aber hatte er sich auf Gott verlassen, und Gott hatte ihm denn auch treulich geholfen, so daß er zuletzt reinen Herzens und guten Gewissens sein Glück in Freuden hatte genießen können.

„Siehst du, Friedl,“ sagte eines Abends die Großmutter mit schwacher Stimme, als Friedl wieder einmal mit bewegtem Herzen die Geschichte des armen Knaben vorgetragen hatte — „siehst du, an dem kannst du dir ein Beispiel nehmen, lieber Sohn, wenn es dir auch einmal übel ergehen sollte und keine Hand zu deinem Beistande bereit ist. Dann denke an den armen Heinrich, und blicke auf zu Gott, der ihm geholfen hat und auch dir helfen wird, wenn du nicht durch bösen Lebenswandel dich seiner Gnade und Liebe unwürdig machst. Ach, Friedl,

mein liebes Kind, wer weiß, wie bald es geschehen wird, daß du allein, ganz allein und verlassen in der Welt dastehst!"

„Aber, wie denn das, Großmutter?" erwiederte Friedl. „Es wird ja nicht lange mehr dauern, dann bist du wieder gesund, und wenn ich nur dich habe, so vermisse ich weiter nichts auf der Welt!"

„Nein, nein, Knabe," sprach die Großmutter darauf mit wehmüthigem Lächeln, „es nützt nichts, dich noch länger zu täuschen. Ich fühle, daß mein Ende nahe ist, und daß ich keine Zeit mehr zu versäumen habe. Setze dich ganz dicht an mein Bett, Friedl, gib mir deine Hand und höre mir aufmerksam zu. Was ich dir jetzt erzählen werde, ist sehr wichtig und vielleicht von großem Einfluß auf dein ganzes künftiges Leben. Du bist freilich noch sehr jung, und darum hätte ich auch gern noch ein paar Jahre gewartet, ehe ich dir Alles mittheilte, aber ich fühle wohl, daß ich nicht länger zögern darf, weil es sonst ganz und gar zu spät werden dürfte. Deßhalb höre wohl zu, und präge dir jedes meiner Worte in's Gedächtniß ein, damit du nichts vergissest, was dir einst dienlich und von Nutzen sein kann."

„Sprich nur, Großmutter, ich will mir Alles gut merken," antwortete Friedl, indem er näher rückte und mit den Blicken erwartungsvoll an den Lippen der Großmutter hing.

Die alte Frau schien erst ein stilles Gebet zu flüstern, dann schaute sie liebevoll den Knaben an und sagte mit schwacher, zitternder Stimme: „Vor Allem, Friedl, mußt du wissen, daß ich nicht deine rechte Großmutter bin, wie du auch nicht mein rechter Enkel bist."

„Du nicht meine Großmutter?" rief der Knabe fast erschreckt aus. „Aber was wärest du sonst? Ach, Großmutter, du willst nur Scherz mit mir treiben und mich ängstigen! Sage mir, daß es nur dein Scherz ist!"

„Nein, Knabe, oh nein!" erwiederte die alte Esther. „Ich

stehe an der Pforte des ewigen Lebens, und da ist es nicht Zeit, zu scherzen, sondern die Wahrheit zu reden. Höre nur weiter, und unterbrich mich nicht, denn ich fühle, mein letztes Stündlein nahet rasch herbei, und bevor ich sterbe, mußt du Alles erfahren, was ich selber weiß, so wenig es auch sein mag. Nein, Friedl, du bist mein Enkel nicht, obgleich ich auch nicht sagen kann, wer du bist. Höre nur, höre nur, wie Gott dich armes, verstoßenes Kind in meine Arme geführt hat."

„Es werden nun bald acht Jahre, und ich zog damals noch mit den Zigeunern kreuz und quer in der Welt umher. Es war ein wildes, regelloses Leben, vor dem Gott in Gnaden dich behüten wolle, Friedl, und ich dachte schon daran, mich ganz und gar von der Bande zu trennen, weil ich des ewigen Umhertreibens müde war, und bei meinem Alter auch nicht mehr so flink von der Stelle konnte, wie das übrige Volk. Eine Summe Geldes hatte ich mir, einen solchen Fall voraussehend, schon längst erspart, und trug meinen kleinen Schatz allezeit in einer verborgenen Tasche bei mir. Ich hütete ihn, wie meinen Augapfel, und setzte Niemandem davon in Kenntniß, nicht einmal meinen Sohn, den Balthasar, und grade diesen am wenigsten, denn er war kein guter Sohn, sondern ein roher, wilder Mensch, der in seinem Herzen keinen Funken von Liebe zu seiner Mutter hegte. Wenn er von meinem kleinen Schatze gewußt hätte, würde er mich sicher bei erster Gelegenheit desselben beraubt haben. Wir streiften damals in Franken umher, und ich wartete nur einen günstigen Augenblick ab, um mich unbemerkt von meinem Volke zu entfernen und einen stillen, abgelegenen Zufluchtsort aufzusuchen, als Balthasar, welcher gewissermaßen das Regiment über uns führte, weil er der wildeste und stärkste von allen Männern der Bande war, plötzlich eines Abends den Befehl gab, daß wir von unserem damaligen Lagerorte aufbrechen und die ganze Nacht hindurch marschiren

sollten. Die Leute gehorchten, und ich durfte nicht zurückbleiben. Unsere geringe Habe war bald gepackt, und fort ging es mitten durch Wälder und Gebirge in tiefster Finsterniß. Balthasar machte den Führer, und erst am anderen Morgen, als die Sonne aufging, gab er das Zeichen zum Anhalten. Den Tag über ruheten wir, aber mit Anbruch der Nacht begann die Wanderung von Neuem. Vier Nächte marschirten wir in dieser Weise, und meine Fragen, zu welchem Zwecke wir denn so geheimnißvoll im Dunkel durch die Wälder schlichen, wies Balthasar barsch mit der Antwort zurück: ‚daß ich mich darum nicht zu bekümmern habe!‘“

„Ach, ich sah wohl, was Balthasar mir vergebens zu verbergen suchte, sah, daß er irgend eine schlechte und gewissenlose That im Schilde führte. Und weil ich es sah, so blieb ich, denn ich hoffte, daß ich vielleicht gut machen könne, was er Böses zu thun beabsichtigte, und so wartete ich drei, vier Nächte hindurch, bis zur fünften. Es war eine dunkle, wolken- und regenschwere Nacht. Als es völlig finster geworden war, und Aller Augen geschlossen waren, bis auf die Balthasar's und die meinigen, sah ich meinen Sohn von seinem Lager aufstehen und heimlich leise davon schleichen. Eben so heimlich leise folgte ich ihm nach. Er trat aus dem Walde und näherte sich rasch einem großen, stolzen Gebäude mit Zinnen und Thürmen, aus dessen Fenstern heller Lichtschimmer herüber glänzte. An der Pforte eines Seitenthurmes blieb er stehen. Ich schlich bis dicht an ihn, verbarg mich hinter einem Ginsterbusche und beobachtete ihn von hier aus. Mitternacht kam — Balthasar stand noch immer auf seinem Posten. Endlich knarrte die Thür. Der Mond war mittlerweile aufgegangen und warf sein Licht durch die zerrissene Wolkendecke des Himmels. Bei seinem matten Schimmer sah ich eine weibliche Gestalt aus der Pforte gleiten. Sie trug ein weißes Bündel, welches sie Balthasar hinreichte. ‚Hier!‘

sagte sie leise, aber doch laut genug, daß ich jedes Wort verstand. ‚Tödte es nicht, Balthasar, aber sorge dafür, daß es für immer verschwindet.‘“

„Ohne Furcht, gnädige Frau,“ erwiederte Balthasar. „Ich habe geschworen bei Aldeboran, und ein Zigeuner bricht nie solchen Eid.“

„Ich vertraue dir auch, Balthasar, und zweifle nicht an deinem Worte. Außerdem weißt du, was dich erwartet, wenn du treulos an mir zu handeln wagtest,“ entgegnete die Frau. „In dem Bettchen wirst du noch eine weitere Belohnung finden. Sei treu und verschwiegen! Und nun geh'! Meine Abwesenheit könnte bemerkt werden. Vergiß nicht: ewiges Verschwinden!“

„Mit diesen letzten Worten eilte die Frau davon und Balthasar, das empfangene Bündel im Arme, kehrte wieder in den Wald zurück. Wie vorhin, folgte ich ihm, und kam fast zu gleicher Zeit mit ihm in dem Lager an. Kaum eingetroffen, rief Balthasar die Schläfer wach und mahnte zu augenblicklichem Aufbruch. In der nämlichen Stunde noch wurde unsere Wanderung wieder angetreten und bis zu Tagesanbruch fortgesetzt. Auch jetzt vergönnte Balthasar den Leuten nur eine kurze Rast. Dann ging es weiter, immer weiter, fünf Tage und Nächte hindurch auf unbekannten Wegen und in so oft gekreuzter Richtung, daß ich nimmermehr hoffen durfte, mich an den Ort zurückzufinden, wo Balthasar das Kind in Empfang genommen hatte. Denn ein Kind war es, Friedl, und das Kind — warest du! Das arme Würmchen jammerte mich, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß Balthasar schlimme Absichten mit ihm haben möge. Darum ließ ich es nicht aus den Augen, und eben so wenig meinen Sohn. Meine böse Ahnung betrog mich nicht. Als wir uns vielleicht vierzig oder fünfzig Meilen von dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden

war, entfernt hatten, geschah, was ich längst heimlich gefürchtet hatte. Balthasar hielt sein Wort, er tödtete das Kind nicht, aber er überließ es hülflos seinem Schicksale, indem er es an einem entlegenen Orte mitten im Walde aussetzte. Wie damals, als er es in Empfang genommen hatte, schlich er heimlich Nachts davon, indem er das Kind auf den Armen trug. Wie damals schlich ich ihm auf dem Fuße nach. In das dichteste Dickicht drang er ein, welches vielleicht in Jahren kein menschlicher Fuß betreten hatte oder wieder betrat, und hier, in einer niedrigen Felsenhöhle, legte er das Kind auf das harte Gestein nieder."

„Da schreie!" sagte er, „du wirst bald ausgeschrieen haben, und wenn sie es je erfährt, wird sie zufriedener mit mir sein, als wenn ich dich bei mir behalten hätte."

„Indem er diese grausamen Worte sagte, fing das arme Kind an zu wimmern, aber der leise Klageton rührte sein Herz nicht. Er wendete sich um, und rannte eilends davon.

„Bis hierher war ich ihm gefolgt, doch von jetzt an schieden sich unsere Wege, denn ich konnte es nicht über's Herz bringen, dich armes, verlassenes, ausgesetztes Kind dem schrecklichen Schicksale zu überlassen, mitten in abgelegener Wildniß zu verschmachten, oder von Füchsen und Geiern zerrissen zu werden. Zur Flucht längst vorbereitet, raffte ich dich von der Erde auf, wickelte dich in meinen Mantel, und eilte durch den Wald davon. Der Herr deckte seine schützende Hand über mich, und schlug die Augen meiner Verfolger mit Blindheit. Denn sie verfolgten mich, und Balthasar, mein Sohn, am hitzigsten. Nur zehn Schritte weit ging er an dem Versteck vorüber, in welches ich mich mit dir niedergekauert hatte, als ich ihn, noch zu rechter Zeit, in der Ferne entdeckt hatte.

„So lange es Tag war, wagte ich meinen Zufluchtsort

nicht zu verlassen. Aber sobald die Nacht einbrach, ging ich weiter. Endlich, nach mancher langen, nächtlichen Wanderung, konnte ich mich für sicher halten, und dachte darüber nach, was ich nun beginnen solle. Mein erster Gedanke war, den Ort wieder aufzusuchen, wo Balthasar dich in Empfang genommen hatte; doch schon eine kurze Ueberlegung zeigte mir, wie fruchtlos jede Bemühung dieser Art bleiben müsse. Balthasar hatte seine Maßregeln klug genug genommen, um jede Spur zu verwischen. Er war nur bei Nacht gewandert, hatte seinen Weg nur durch die Wälder genommen und häufig seine Richtung verändert; keine Stadt, kein Dorf, kein irgend bekannter Ort war von uns berührt worden. So machte ich denn nicht einmal den Versuch, das Dunkel, das über dir ruhete, aufzuhellen, sondern beschloß, irgendwo eine Heimath zu suchen, und dich dort als mein Enkelkind zu erziehen. Die Lage dieses Dorfes gefiel mir, ich kaufte diese Hütte, und nun, Friedl, weißt du Alles, was ich dir über deine Herkunft und deine Vergangenheit sagen kann."

Friedl saß da, die Hände vor dem Gesicht, und schluchzte. „Ach das thut mir weh, daß du nicht meine Großmutter bist!" sagte er. „Hättest du mir's doch nie erzählt, dann brauchte ich mich nicht zu grämen darüber."

„Du bist ein Kind, und darum sprichst du wie ein Kind, Friedl," entgegnete die alte Frau. „Wenn du erst erwachsen und verständig bist, wirst du anders reden und mir danken, daß ich das Geheimniß nicht mit in das Grab genommen habe. Vielleicht fügt es Gott, daß du eines Tages deine wahren Eltern wiederfindest, und dann mußt du doch über dich selber Auskunft geben können. Merke dir ja recht genau, was ich dir erzählt habe, Friedl, denn es kann dir einst von großem Nutzen sein."

„Aber woran soll ich je meine Eltern erkennen, oder von ihnen erkannt werden?“ fragte der Knabe.

„Das überlaß dem allmächtigen Herrn des Himmels und der Erden,“ antwortete Esther mit einem vertrauensvollen Blicke nach oben. „Wenn die Stunde gekommen ist, wird das Verborgene enthüllt werden, und sorge du nur, Friedl, daß dich jede Stunde bereit finden mag. Bleibe brav und rechtschaffen allezeit, Friedl, und vergiß nicht, daß die Freude deiner Eltern beim Wiedererkennen um so größer sein wird, je gottesfürchtiger und tugendhafter sie dich finden werden. Bei Allem, was du thust, Friedl, denke deiner Eltern und deiner Zukunft. Und höre, Friedl, dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebote. Merke dir diesen Spruch, Friedl! Es ist ein weiser und frommer Spruch, ein rechter Stab in allen Nöthen, und eine köstliche Mitgabe für's ganze Leben. Wenn die Versuchung dir nahe tritt, so rufe dir diese Stunde in's Gedächtniß, die letzte Stunde der alten Frau, die dich von Herzen geliebt hat, gedenke des Herrn und deiner Eltern, und vergiß nicht den weisen Spruch, den der fromme Tobias seinem Sohne mit auf den Weg gab. Dein Lebelang, Friedl, dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebote. Willst du den Spruch nicht vergessen, Friedl?“

„Nein, niemals,“ schluchzte der Knabe. „Aber du darfst nicht vom Sterben sprechen, Großmutter! Du sollst noch nicht sterben! Der liebe Gott wird mir solches Herzeleid nicht anthun!“

„Was Gott thut, ist wohlgethan, Knabe,“ erwiederte die alte, fromme Frau ausweichend. „Jetzt schweige still! Geh' hin zu dem Wandschranke! In dem Winkel links wirst du ein zusammengerolltes Bündelchen finden, das bringe mir.“

Friedl gehorchte. Die Großmutter nestelte das kleine Bündel auf; es enthielt nur ein Wickelbettchen und ein Hemdchen von feinem Linnen, in welches ein F. und eine Krone darüber eingestickt war.

„Dieß ist Alles, was ich bei dir fand, Friedl," sagte sie, „und nur das Hemdchen allein kann vielleicht einmal einen Fingerzeig geben, das Geheimniß deiner Geburt aufzuklären. Da sieh das F. und die Krone. Es deutet an, Friedl, daß du von vornehmer Abkunft bist, obgleich ich mir nicht zu erklären vermag, wie grade vornehme und reiche Eltern ihr Kind unbewacht und unbehütet lassen können. Aber wie dem auch sei, bewahre das Hemdchen sorgfältig auf und trenne dich nie von ihm. Die Stickerei ist das wichtigste daran. Hüte sie, wie deinen Augapfel. Und nun bin ich fertig, Friedl! Mein Tagewerk ist gethan, und alles Uebrige walte Gott. Ich bin müde, Friedl; laß mich schlafen."

Erschöpft schloß sie ihre Augen und schlummerte ein. Auch Friedl fühlte die Müdigkeit mit Gewalt über sich kommen, und legte sein schweres Köpfchen neben das graue Haupt der Großmutter auf das Kopfkissen. So schlief er bis zum hellen Morgen, und die Sonne schaute mit goldenen Blicken schon neugierig durch das kleine Fenster herein, als er durch ein lautes Klopfen an die Thür gewaltsam aufgeschreckt wurde.

„Was gibt's?" rief er. „Wer ist da?"

Die Thür sprang auf, und ein großer, starker Mann mit braunem, bärtigem Gesicht trat in das kleine, stille Gemach.

„Alles richtig!" sagte er mit rauher, tiefer Stimme. „Da bist du ja, Bursche! Heißt du nicht der Zigeuner-Friedl?"

„Ja, so heiß' ich! Aber was wollt Ihr hier? Sprecht nicht so laut, oder Ihr werdet meine arme, kranke Großmutter wecken!"

„Deine Großmutter? Die alte Esther? Nun, ja, die

such' ich gerade," entgegnete der Mann lachend. „Ephraim hat mich also doch auf die rechte Fährte gebracht!"

„Wer ist das? Ich kenne Ephraim nicht," sagte Friedl.

„Glaub's wohl," entgegnete der Mann. „Aber er kennt dich und die Alte, und hat Euch vergangenen Sommer hier gesehen, und als ein guter Zigeunerbursch mir Nachricht gebracht. Nun bin ich da und will ein paar Worte mit der Alten sprechen. Wecke sie auf, Junge!"

„Nein, ich will nicht," gab Friedl trotzig zur Antwort. „Die Großmutter ist krank und bedarf des Schlafes. Und wer seid Ihr denn, daß Ihr hier so barsch herein kommt?"

„Du wirst mich kennen lernen, Bürschchen, zeitig genug kennen lernen, denn ich werde dich mit mir nehmen," erwiederte der Mann. „Uebrigens heiße ich Balthasar, und die alte Esther ist meine Mutter. Weißt du nun Bescheid? Flink denn, und mache keine Umstände weiter."

Friedl erschrak, daß er bleich wurde und heftig zitterte. Dieß war also Balthasar, der böse Balthasar, der ihn dem Hungertode hatte übergeben wollen! Unwillkührlich wendete er ihm den Rücken zu und flüchtete zur Großmutter, um bei dieser Schutz zu suchen. Aber kaum hatte er einen Blick auf sie geworfen, so schrie er laut auf und stürzte schluchzend über sie hin.

„Was hast du denn, Junge?" sagte Balthasar verwundert, und trat mit zwei Schritten an das Bett heran. „Ah, ich sehe!" sagte er dann mit veränderter Stimme hinzu — „todt! Die alte Esther todt! Das kommt unverhofft!"

So wild und roh Balthasar sein mochte, konnte er doch der Erschütterung nicht ganz widerstehen, die sich seiner bemächtigte, als er in das stille, bleiche Antlitz der Entschlafenen sah. War sie doch seine Mutter! Aber die Rührung seines Herzens ging

rasch vorüber, und die alte, tief eingewurzelte Rohheit seines Gemüthes erlangte wieder ihre Geltung.

„Nun, was ist's weiter," sagte er, „sterben müssen wir Alle einmal, und die alte Frau ist im Grunde zu ganz gelegener Stunde gestorben. Heule nicht, Junge!" fuhr er dann den ganz in Wehmuth und Thränen aufgelösten, armen Friedl an. „Trennen hättest du dich doch von ihr müssen, denn darum grade bin ich hergekommen. Also sei still, der Abschied wird dir nur um so leichter werden, wenn die alte Frau unter der Erde liegt. Und nun lauf' und hole mir den Dorfschulzen herbei, damit wir hier die Sachen in Ordnung bringen! Heule nicht, sag' ich! Durch dein Flennen und Jammern machst du die Alte doch nicht wieder lebendig."

Friedl hörte nicht. So groß war sein Schmerz, daß er außer ihm nichts weiter dachte und empfand. Aber Balthasar machte wenig Umstände mit ihm. Er faßte ihn mit der Faust am Kragen, riß ihn mit rauher Gewalt von der leblosen Gestalt der guten, alten Großmutter hinweg, und warf ihn zur Thür hinaus.

„Zum Schulzen!" donnerte er ihm zu. „Er soll augenblicklich herkommen! Verstanden? Beeile dich ein wenig, Bursche, oder ich drücke dich zu einem Knäuel zusammen! Fort!"

Friedl flog davon. Das grobe Wesen Balthasars hatte ihn völlig eingeschüchtert, und er suchte den Ortsschulzen auf, nicht um ihn herbeizuholen, sondern um ihn um Schutz vor den Gewaltthätigkeiten Balthasars anzuflehen. Balthasar hatte gedrohet, ihn mit sich zu nehmen, und vor einem solchen Schicksale erzitterte Friedl bis in's Innerste seiner Seele hinein.

Athemlos langte er in des Schulzen Hause an.

„Friedl, ei mein Gott, was ist geschehen? Wie siehst du aus?" rief ihm der Schulze entgegen.

Friedl stürzte auf ihn zu, ergriff seine Hand, klammerte sich fest daran, und stammelte unter Schluchzen und Weinen die Bitte um Schutz, um Hülfe, um Beistand vor dem schrecklichen Manne, der so gewaltsam in das Haus der guten, alten Großmutter eingedrungen war. Anfänglich verstand der Schulze gar nicht, was Friedl von ihm wollte, denn das arme, eingeschüchterte Kind brachte Alles so verworren heraus, daß er in der That nicht daraus klug werden konnte. Endlich begriff er aber wenigstens so viel, daß die alte Esther gestorben, und daß ein Fremder gekommen sei, der in ihrer Behausung als Herr und Gebieter zu schalten sich erlaubte.

„Nun, Friedl, beruhige dich," sagte der Schulze, als ihm dieser Umstand klar geworden war, und griff nach Rock und Mütze. Ich werde dich begleiten, und ein Wort mit dem Manne reden. Gott sei Dank, bei uns zu Lande ist die Obrigkeit auch noch Etwas, und wenn der Fremde sich ungebührliche Dinge herausnimmt, so werden wir ihn bald genug mit dem Büttel über die Gränze schicken. Sei du ganz ruhig, Friedl, dir soll gewiß nichts zu Leide geschehen."

Den Knaben an der Hand nehmend, begab er sich mit ihm zur Hütte der alten Esther, und traf hier Balthasar seiner harrend. Er maß ihn mit strengen Blicken; Balthasar aber zeigte sich ganz höflich und unbefangen, und redete ihn sogar an, ehe der Schulze nur ein Wort sagen konnte.

„Gut, daß Sie kommen, Herr," sprach er. „Ich bin zur rechten Stunde hier eingetroffen, um nach Gebühr meine Maßregeln zu treffen."

„Aber wer sind Sie?" fragte der Schulze kalt. „Ehe Sie überhaupt Maßregeln hier treffen können, müssen Sie doch die Berechtigung dazu nachweisen. Also wer sind Sie?"

„Hat es Ihnen denn der dumme Junge da noch nicht gesagt?

Ich heiße Balthasar, und die alte Frau, die hier auf dem Todtenbette liegt, ist meine Mutter. Verstehen Sie nun?"

„Können Sie das beweisen?" fragte der Schulze.

„Freilich kann ich's," erwiederte Balthasar, und zog eine alte, lederne Brieftasche aus seinem Rocke. „Hier sind alle Nachweise, die Sie verlangen können."

Er reichte dem Schulzen ein Päckchen Papiere hin, und schaute hohnlächelnd zu, wie derselbe sie musterte und sorgfältig durchsah.

„Es ist richtig," sagte der Schulze endlich. „Armer Friedl, nun steht es schlimm um dich, denn der Fremde wird den ganzen Nachlaß deiner Großmutter in Beschlag nehmen, und wir können ihn nicht daran hindern. Was soll nun aus dir werden?"

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Herr Schulze," fiel Balthasar ein. „Ich werde mich des Kleinen annehmen, und er soll es nicht schlimmer bei mir haben, als er es bei der alten Frau gehabt hat. Der Junge ist ein Stück von der Hinterlassenschaft meiner Mutter, und also nehme ich ihn mit mir, wie das Uebrige."

„Nein, nein, nein, Herr Schulze," rief der arme Friedl in Todesängsten. „Er wird mich umbringen, ich weiß es, daß er mich umbringen wird! Nein, ich gehe nicht mit ihm! Schützen Sie mich, Herr Schulze! Schützen Sie mich vor dem schrecklichen Manne!"

„Ei, Friedl, so sei kein Narr," erwiederte der Schulze. „Freue dich lieber, daß du an der Stelle deiner Großmutter einen väterlichen Freund gefunden hast, der sich deiner annehmen will. Ordnen Sie Ihre Angelegenheiten, Herr Balthasar! Ich sehe wohl, Sie haben das Recht dazu, und da werden Sie also von meiner Seite auf kein Hinderniß stoßen. Ueber den Friedl aber sprechen wir noch einmal. Ich werde natürlich nicht

dulden, daß Sie den Knaben übel behandeln, denn er ist ein gutes Kind und aller Liebe und Freundlichkeit würdig. Und du, Friedl, sei nicht so ungeberdig! Es wird sich schon Alles machen und ich hoffe, du und Herr Balthasar, ihr werdet bald gute Freunde sein."

Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne auf den weinenden Knaben noch weitere Rücksicht zu nehmen. Balthasar aber, nachdem er ein paar Mal nachdenkend in der kleinen Stube auf und ab gegangen war, wendete sich plötzlich mit freundlicher Miene zu ihm und bot ihm die Hand.

„Friedl," sagte er mit ganz sanfter Stimme — „Friedl, schau' mich einmal an."

Friedl hob die verweinten Augen zu ihm auf, und blickte schüchtern in sein Gesicht, welches jetzt den lächelndsten Ausdruck zeigte.

„Nun, Friedl," fragte er, „seh' ich denn wirklich so gar schlimm und böse aus? Du mußt dich nicht vor mir fürchten, Friedl! Ich mein es gut mit dir, und wenn du folgsam bist, so werden wir, wie der Herr Schulze gesagt hat, sehr bald gute Freunde sein. Ich bin nur rauh und wild, wenn ich Widerstand und Ungeberdigkeit finde, und überdieß, du sollst künftig mein Sohn, und ich will dein Vater sein."

„Aber du bist mein Vater nicht, Balthasar! Ich weiß es, die Großmutter hat mir noch vor ihrem Tode Alles erzählt."

„Was hat sie dir erzählt, Friedl?" fragte Balthasar eben so freundlich wie vorhin. „Alte Leute sprechen manchmal wunderliches Zeug, und man kann ihnen nicht Alles glauben. Was hat sie dir erzählt, Friedl? Was hat sie dir von mir gesagt?"

„Daß ich nicht ihr Enkel bin, daß du mich aus einem schönen, großen Schlosse weggeholt hast, daß du mich mitten im Walde hast aussetzen wollen, damit ich elend umkomme, das

hat mir die Großmutter erzählt, und ich glaube ihr, denn sie wußte wohl, was sie sprach, und die Großmutter hat nie in ihrem Leben eine Lüge über die Lippen gebracht."

„Ja, ja, Friedl, das ist auch wirklich Alles die reine Wahrheit," erwiederte Balthasar zustimmend, und nickte gutmüthig lächelnd mit dem Kopfe. „Aber, Friedl, ist das auch Alles? Hat sie dir gar nichts weiter mitgetheilt, nicht einmal den Namen des Schlosses? Gar nichts weiter? Verhehle mir nichts, Friedl, denn ich meine es gut mit dir."

„Nein, weiter nichts! Die Großmutter wußte selbst nicht mehr. Sie sagte, du hättest sie so in der Irre umher geführt, daß ihr alles Uebrige dunkel geblieben wäre."

Erwartungsvoll und mit mühsam verhehlter Spannung hatte Balthasar diese Erklärung angehört, und jetzt, als er erfuhr, daß Friedl wirklich nichts weiter wisse, zuckte ein Blitz der Freude und des Triumphes über seine rauhen Züge, und er athmete tief auf.

„Gut, gut," sagte er nach einer kurzen Pause. „Sehr gut, Friedl! Nun wirst du dich bald glücklich darüber fühlen, daß ich dich aufgefunden habe. Siehst du, ich kenne das Schloß und die Gegend, wo es liegt, ich kenne deine Eltern, ich weiß Alles, was dich angeht, und wenn du nun versprichst, ganz brav und folgsam zu sein, so verspreche ich dir dagegen, daß ich dich nach wenigen Wochen schon in die Arme deines Vaters und deiner Mutter führen will. Niemand kann es weiter, als ich, Friedl, aber ich will's auch thun, will es, wenn du ein guter, gehorsamer Junge bist!"

Friedl trocknete seine Thränen und seine Augen blitzten auf. „Ist das wahr, Balthasar?" fragte er. „Ist das gewiß und wahrhaftig wahr?"

„Ja, gewiß und wahrhaftig sollst du eine neue Heimath finden," erwiederte Balthasar, und Friedl glaubte ihm. Sein

argloses Gemüth vertraute den listigen Versprechungen Balthasars, und neue Hoffnungen blühten wie Blumen in seinem Herzen auf. Auch hütete sich Balthasar sorgfältig, Friedl's Zutraulichkeit durch ein rauhes und barsches Benehmen wieder einzuschüchtern. Er blieb fortwährend freundlich und gütig gegen ihn und besorgte mittlerweile die mancherlei Geschäfte, welche der Tod der guten, alten Esther nothwendig gemacht hatte. Ihre irdischen Ueberreste wurden, während Friedl bittere Thränen weinte, zur Erde bestattet.

Hierauf gab Balthasar die Absicht zu erkennen, ihr Häuschen mit Garten, Acker und Vieh zu verkaufen, und nahm das Geld dafür in Empfang. Darüber war der Frühling herangekommen, und nun kündigte Balthasar, als dieß Alles geschehen war, dem Knaben an, daß die Zeit zum Aufbruche gekommen sei. Friedl zeigte sich bereitwillig, jede Stunde aufzubrechen, denn er lebte in der beglückenden Zuversicht, daß Balthasar ihn seinen wirklichen Eltern, seiner wirklichen Heimath zuführen werde. Nur so viel Zeit bat er sich noch aus, um von dem Schulzen und seinen bisherigen Spielkameraden, so wie von dem Herrn Pastor und dem Schullehrer Abschied nehmen zu können, lief dann noch einmal auf den Kirchhof hinaus, um der guten, alten Großmutter ein letztes Thränenopfer zu bringen, und nachdem er an ihrem Grabe noch ein letztes, inbrünstiges Gebet gesprochen hatte, kehrte er zu Balthasar zurück. In der nämlichen Stunde noch brach dieser mit ihm auf, und am Abend schon lag das kleine Dorf und die liebe, kleine Hütte der guten Großmutter, wo Friedl seine glücklichsten Tage, die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, weit hinter ihm. Nichts hatte er mit sich genommen aus der stillen, friedlichen Heimath, als die liebevolle Erinnerung an die Großmutter, das kleine Hemdchen mit der feinen Stickerei, und das Büchelchen, in welchem die schönen Geschichten standen, die er der Groß-

mutter so oft vorgelesen hatte. Das waren seine ganzen Schätze, außer dem höchsten, den er in seinem Herzen trug: dem Vertrauen auf die liebevolle Fürsorge seines Vaters im Himmel.

Zweites Kapitel.

Zigeunerleben.

Manchen Tag mußte Friedl wandern, und manche Nacht im Freien, in einer Waldhütte oder unter einem Heuschober schlafen, ehe Balthasar mit ihm das Ziel seiner Reise erreichte. Indeß achtete Friedl diese Beschwerden nicht viel, denn die Luft war warm, der Himmel heiter, und Balthasar behandelte ihn während der ersten Tage noch immer mit Güte, bis sie weit genug von dem Dorfe entfernt waren, um für Friedl, der weder Weg noch Steg kannte, die Rückkehr dahin unmöglich zu machen. Jetzt nahm Balthasar ein anderes Wesen an, und Friedl erstaunte nicht wenig, als er eines Morgens das freundliche Lächeln von dem Gesicht seines Begleiters verschwunden sah, und dagegen eine drohende Miene, ein finsteres, strenges Auge und eine gerunzelte Stirn bemerkte.

„Bursche," sagte Balthasar zu ihm, „nachgrade wird es nun Zeit, daß wir uns mit einander verständigen, und daß du erfährst, was du in Zukunft von mir zu erwarten hast. Wenn du der Ansicht gewesen bist, daß ich dich zu deinen Eltern bringen würde, so hast du dich getäuscht. Denn erstens leben deine Eltern gar nicht mehr, sondern sind längst gestorben und be-

graben, und zweitens, wenn sie auch wirklich noch am Leben wären, so verbietet mir doch ein furchtbarer Eidschwur und die Sorge für meine eigene Sicherheit, dich jemals in ihre Nähe zu bringen. Also diese Hoffnung, wenn du so leichtgläubig gewesen bist, sie wirklich gehegt zu haben, diese Hoffnung gieb auf!"

„Aber, Balthasar," erwiederte Friedl erschreckt, „du hast mir doch versprochen . . ."

„Ich habe dir das versprochen, um dich auf gute Manier aus dem Dorfe fortzulocken, und dich vollständig in meine Gewalt zu bekommen," unterbrach Balthasar den zitternden Knaben. „Nun hast du die blanke, reine Wahrheit. Und höre wohl zu: bei dem ersten Versuche, den du machst, mir zu entwischen, ein Versuch, der dir niemals gelingen kann, wie du später einsehen wirst, bist du meiner unerbittlichen Rache anheimgefallen, und ich werde dich in solchem Falle tödten, wie einen jungen Hund, den man in's Wasser wirft und ersäuft. Damit du siehst und dich überzeugst, daß dieß nicht eine leere Drohung, sondern furchtbarer und schrecklicher Ernst von meiner Seite ist, will ich dir auch den Grund sagen, warum ich dich tödten würde, wenn du jemals meinen Befehlen zuwider handeltest. Dèr Grund ist einfach der, daß ich selber gehangen oder geköpft, oder wohl gar geviertheilt werde, wenn eine gewisse Person, die noch lebt und mich fortwährend mit scharfen Augen bewacht, in Erfahrung bringt, daß du nicht todt bist und ihr durch die Enthüllung des Geheimnisses, welches über deiner Herkunft ruht und welches nie aufgehellt werden darf, Gefahr und Verderben bringen könntest. Hätte sie nur eine Ahnung von deinem Dasein, so wäre ich verloren, aber" — setzte er mit furchtbarem Blicke hinzu — „aber ich schwöre dir hier auf dieser Stelle bei Abbadonna und dem glänzenden Sterne Aldeboran, daß ich nicht sterben würde, ohne dich vorher

erbarmungslos meiner Rache geopfert zu haben. Antworte mir, Bursche: hast du verstanden, genau verstanden, was ich dir sagte?"

„Ja, Balthasar!" entgegnete der eingeschüchterte Knabe blaß und an allen Gliedern bebend. „Ja, ich habe dich verstanden, und ich will mich hüten, deinen Zorn zu reizen."

„Und willst du versprechen, nie eine Sylbe von all dem dummen Zeuge verlauten zu lassen, was meine Mutter, die alte Esther, dir thörichter Weise in den Kopf gesetzt hat?"

„Ja, ich verspreche es, ich verspreche es, Balthasar! Tödte mich nur nicht, der Tod ist so schrecklich!"

„Ja, das ist er, und besonders dein Tod würde schrecklich sein, Knabe," sprach Balthasar mit einem wilden Drohblicke. „Aber weiter: „Willst du auch versprechen, jederzeit und unter allen Umständen dich für einen Zigeuner auszugeben, für einen wirklichen, ächten Zigeuner, einen Zigeuner, wie ich bin?"

„Ja, ich will nie sagen, daß ich nicht ein Zigeuner wäre," erwiederte Friedl. „Die Anderen im Dorfe sagten ja so immer schon Zigeuner-Friedl zu mir. Das wird mir nicht schwer fallen, Balthasar, gewiß nicht, wenn ich nur weiß, daß du mir dann auch nichts zu Leide thust."

„Ich werde dich dann wenigstens nicht tödten," sagte der harte Mann. „Wie du sonst von mir und meinen Leuten behandelt wirst, das wird ganz von deinem Betragen abhängen. Bist du aufmerksam, folgsam, klug und lernbegierig, so wirst du es nicht allzuschlimm haben; bist du dagegen faul, widerspenstig und ungeschickt, oder zeigst du auf irgend eine Weise bösen Willen, so wirst du bald finden, daß das Loos eines Hundes, der mit Peitsche und Korallen-Halsband zur Jagd dressirt wird, ein beneidenswerthes Loos gegen das deinige ist.

Nun weißt du Bescheid — sei also klug und füge dich in die Umstände."

„Aber was soll ich thun, um ein solches Loos zu vermeiden?" fragte der arme Friedl in Todesangst.

„Gehorchen! Immer gehorchen und nie einen eigenen Willen haben," entgegnete Balthasar kurz und barsch. „Uebrigens wirst du ja sehen! Und nun vorwärts! Es ist Zeit, daß ich nach so langer Abwesenheit wieder zu meinen Leuten zurückkehre!"

Friedl wagte nach den eindringlichen Ermahnungen, die er so eben empfangen hatte, natürlich keinen Widerspruch, sondern folgte willig und widerstandslos seinem Begleiter, wie ein gehorsames, junges Hündchen einem strengen und grausamen Herrn. Balthasar schritt rüstig zu, so rüstig, daß Friedl kaum nachkommen konnte, aber der arme Junge wagte nicht einmal einen Seufzer darüber auszustoßen, geschweige denn sich über die große Eile zu beklagen, die fast seine Kräfte überstieg. Erst, als er unmöglich weiter zu können glaubte, als seine Knie zitterten und seine Füße ihn schmerzten, erst da wagte er es, eine bescheidene Bitte an Balthasar zu richten, welche dieser aber kaum der Beachtung werth hielt.

„Fort, fort!" erwiederte er. „Die Zeit des Faullenzens ist vorüber, und du mußt nun anfangen, dich an weite und anstrengende Märsche zu gewöhnen. Ein rechter Zigeuner darf gar nicht wissen, was Müdigkeit ist."

Friedl seufzte und schleppte sich weiter, aber seine Kräfte versagten endlich. In Thränen ausbrechend warf er sich auf die Erde und jammerte: „Ich kann nicht mehr!"

„Nun, so müssen wir versuchen, was zwei Fuß Haselstöckchen gegen die Müdigkeit wirken," antwortete Balthasar auf die klagenden Worte, und schnitt eine fingersdicke Gerte von dem nächsten Haselstrauche ab. „Es ist eben so gut, wenn du deine

erste Lektion hier, als wenn du sie im Lager bekommst. Die Wirkung wird die nämliche sein."

Und ohne Erbarmen, ohne einen Funken Mitleid zu zeigen, hieb er mit der schwanken, pfeifenden Haselgerte auf den armen Friedl los, der, aller Müdigkeit vergessend, geschwind aufsprang und, vor Schmerz zitternd und schreiend, um Gnade bat.

„Kannst du weiter gehen?" fragte Balthasar.

„Ja, ich kann, wenigstens will ich's versuchen," antwortete Friedl weinend und wimmerte.

„Dacht's wohl," entgegnete Balthasar, „eine zähe Haselruthe ist ein wahrer Zauberstab! Vorwärts denn! Und wenn du dich wieder recht müde fühlst, so sag's nur, dann machen wir den Zauber von Neuem!"

Und ohne sich weiter an das leise Schluchzen der armen Knaben zu kehren, schritt er weiter, ließ aber Friedl voran gehen, um ihm gelegentlich einen Streich zu versetzen, der dem unglücklichen Kinde jedesmal einen lauten Schmerzensschrei erpreßte. Er wankte weiter, war aber, als Balthasar endlich „Halt!" rief, so erschöpft, daß er todtenblaß zusammenbrach und wie ohnmächtig auf der Stelle, wo er hingesunken war, liegen blieb. Balthasar betrachtete ihn mit einem kalten, finsteren Blicke.

„Dir wäre besser, du stündest nie wieder auf," murmelte er vor sich hin, — „und," setzte er nachdenklich hinzu, „vielleicht wär' es überhaupt am besten so, für mich, für sie, für Alle! Aber ihn tödten? — Nein, meine Seele grauet doch vor einem kaltblütigen, absichtlichen Morde! Nein, ich vermag es nicht! Warum auch? Er ist noch so jung, er wird allmählig vergessen, was die alte Esther ihm sagte, und am Ende, wenn er's auch nicht vergäße, so kennt er doch den Ort seiner Heimath nicht, und ich werde mich wohl hüten, ihn jemals zu verrathen, oder nur den Knaben in die Nähe desselben zu

bringen. Ueberdieß behalte ich ihn immer unter Augen, und meine Drohungen, ich sah es wohl, haben ihn so eingeschüchtert, daß er nie die Kette zu brechen wagen wird, die ihn an mich fesselt. Und wenn doch — nun, dann ist es immer noch Zeit zum Handeln, und aus Noth tödten ist wieder etwas Anderes, als ein solcher blutiger, vorläufig durch nichts gerechtfertigter Mord. Mag er leben, so lange er's aushält — aber in ewiger Dunkelheit!"

Nach diesen Worten warf sich Balthasar neben Friedl nieder, ohne ihm weiter Aufmerksamkeit zu schenken, aß und trank von den Mundvorräthen, die er auf die Wanderung mitgenommen hatte, und schlummerte bald darauf so ruhig ein, als ob sein Gewissen von keiner Last irgend einer Art beschwert würde. Als er mit dem grauenden Morgen wieder erwachte, lag Friedl noch im festen Schlafe. Ein paar derbe Hiebe mit der Haselgerte weckten ihn, und so sehr den armen Jungen seine Glieder noch von dem letzten, anstrengenden Marsche schmerzten, mußte er doch wieder auf und die beschwerliche Reise weiter fortsetzen. Balthasar begnügte sich, ihm ein Stück trockenes Brod hinzuwerfen, das Friedl mit wahrem Heißhunger verzehrte, und dann ging es wieder fort. Wie gestern übte die Haselruthe ihre Zauberkraft aus, wenn Friedl lässig im Gehen werden wollte, und wie gestern that sie ihre schmerzliche, aber immer unfehlbare Wirkung. Zum Glück für Friedl war der Marsch heute nicht so lang. Schon in den ersten Stunden des Nachmittags gelangten die Wanderer an das Ziel ihrer Reise, eine kleine Wiese mitten im dichten Walde, deren Fläche fast ganz von einer riesigen Eiche mit weit ausgebreitetem Gipfel überschattet war. Unter dieser Eiche blieb Balthasar stehen, that einen gellenden Pfiff, der weit durch die Bäume des Waldes hallte, und gleich darauf rauschten die Büsche am Saume der Wiese. Braune Männer und Frauen mit funkelnden, schwarzen Augen traten

aus dem Dickicht, und stießen einen Ruf der Freude aus, als sie Balthasar erblickten. Balthasar grüßte sie freundlich, und eine Minute später waren er und Friedl von dem Häuflein umringt, das im Ganzen aus fünfzehn oder sechszehn Personen bestand. Auch ein paar Kinder, eben so braun und schwarzäugig, wie die Erwachsenen, aber weit schmutziger, als jene, befanden sich unter den Zigeunern, und starrten neugierig den blassen Friedl an, der mit seiner helleren Hautfarbe und seinen langen, glänzenden Locken einen seltsamen Contrast zu den ihn umringenden Gestalten bildete. Er erwiederte die neugierigen Blicke; sonst aber saß er still und schweigsam da, des Schicksales harrend, das ihm unter dieser seltsamen und fremdartigen Umgebung bevorstand.

Ein paar Tage hindurch wurde Friedl nicht grade übel behandelt, obgleich alle Zigeuner ihn mit einem gewissen Mißtrauen beobachteten. Er konnte thun und treiben, was er wollte; Niemand befahl ihm etwas, Niemand hinderte ihn an etwas. Aber Friedl hatte keine Lust, diese gewiß nur scheinbare Freiheit zu benutzen. Man hatte ihm in einer nahen Höhle, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort Aller, sein Lager angewiesen, und hier schlief er Nachts, während er bei Tage meistens auf einem Steine vor dem Eingange der Höhle saß. Zwar versuchte er's, sich mit den Zigeunerkindern zu befreunden, indem er sie anredete und eine Unterhaltung mit ihnen anknüpfte, aber sie schienen vorläufig von dem fremden Jungen nichts wissen zu wollen, sondern drehten ihm den Rücken zu, wenn er zu ihnen trat, oder starrten ihn groß an, gaben keine Antwort, und liefen wohl gar fort, wenn Friedl Miene machte, seine Bewerbungen um ihre Freundschaft fortzusetzen. Da fühlte sich denn der arme Junge sehr einsam und verlassen, bis er sich zuletzt seines Buches mit den schönen Geschichten erinnerte, das er aus dem Häuschen der Großmutter mit fortgenommen hatte. Er zog es

aus der Tasche und las darin, ohne sich weiter um die Kinder zu bekümmern, die so scheu und so fremd gegen ihn thaten. Nun auf einmal kamen sie, und fragten, was er da habe. Friedl zeigte ihnen das Buch, und nun fand sich, daß kein Einziges von ihnen lesen konnte oder nur die Buchstaben kannte, selbst die größeren Kinder nicht, die vier und fünf Jahre älter als Friedl sein mochten. Doch wollten sie wissen, was in dem Buche drin stehe, und Friedl war mit Freuden bereit, ihnen die schönen Geschichten, die so oft zu seinem Herzen gesprochen und Thränen der Rührung in seine Augen gelockt hatten, zu erzählen. Anfänglich hörten die braunen Zigeunerbuben mit einiger Neugierde und Aufmerksamkeit zu, aber bald schien ihnen die Erzählung langweilig zu werden. „Das ist ja lauter dummes Zeug!" sagte Einer spöttisch, und die meisten Anderen stimmten diesem Urtheile bei. Was Friedl grade am schönsten und rührendsten fand, das Lob der Tugend und Frömmigkeit, das verlachten und verhöhnten die Zigeunerjungen, und endlich ließen sie gar davon, weil all das dumme Zeug doch gar zu abgeschmackt und einfältig sei, wie sie sagten. Nur Einer blieb bei Friedl zurück und bat ihn, die Geschichte vollends auszuerzählen. Es war ein Knabe von Friedl's Alter und der Einzige, der einen Funken von Theilnahme für ihn zu empfinden schien. Auch, als die Geschichte aus war, trennte er sich noch nicht von ihm, sondern fing mit ihm zu plaudern an und verlangte, daß Friedl ihm noch mehr aus dem hübschen Buche mittheilen möge. Friedl that es mit Freuden, und ehe der Abend kam, waren die beiden Knaben schon recht gute Freunde geworden. Friedl gewann dabei am meisten, denn er fühlte sich nun doch nicht mehr ganz allein und verlassen, und doppelt freute es ihn, daß es grade sein liebes Geschichtenbuch war, welches ihm ein mitfühlendes Herz gewonnen hatte. Er hielt es nun

noch mehr lieb und werth, als früher, und bewahrte es sorgfältig auf, wie einen großen und kostbaren Schatz.

Der Knabe, welcher sich Friedl zum Freunde erworben hatte, hieß Gabriel, und Friedl konnte sich wirklich glücklich schätzen, daß derselbe sich freundlich ihm anschloß, denn die wenigen Tage ungestörten Friedens gingen bald vorüber und machten anderen Platz, die manche schwere und leidensvolle Stunde mit sich brachten.

„Jetzt ist nun genug gefaullenzt," sagte eines Morgens Balthasar mit barscher Stimme zu Friedl; „die Zeit ist gekommen, wo du lernen mußt, damit du uns nützlich werden und dein Brod selber verdienen kannst. Fort mit den Büchern und den albernen Geschichten! Rufe die Anderen, Gabriel! Wir wollen tanzen und Kunststücke machen, und Friedl mag aufpassen und Acht geben, denn vom Zusehen lernt man in solchen Dingen auch etwas."

Gabriel holte gehorsam die übrigen Zigeunerbuben herbei, und Balthasar nahm eine Geige zur Hand, auf welcher er allerlei wilde Melodien spielte. Die Jungen tanzten zu der Musik, aber es war ein seltsamer und wunderlicher Tanz. Sie hüpften bald auf den Händen, bald auf den Füßen, bald auf allen Vieren umher, machten verwegene Sprünge, nahmen die wunderlichsten Stellungen an, verrenkten ihre Glieder auf entsetzliche Weise, als ob sie gar keine Knochen in den Gliedern hätten und aus lauter Gelenken beständen, schnitten bald komische, bald gräßliche Gesichter dazu, und versetzten durch alle diese Künste Friedl'n in solches Erstaunen, daß er weit Mund und Nase aufsperrte. Doch sollte es nicht beim bloßen Zusehen sein Bewenden haben. Als die Buben ermüdet waren, kam Friedl selbst an die Reihe und wurde in die Schule genommen. Balthasar bog, dehnte und reckte seine Glieder, daß die Gelenke krachten, ohne sich im mindesten um das Geschrei zu bekümmern,

das der heftige Schmerz dem armen Knaben auspreßte. Vergebens flehte Friedl um Erbarmen. Er mußte die Anfangsgründe der ihm so neuen und fremden Künste durchmachen, und Balthasar schonte dabei die bekannte Haselruthe nicht, wenn sich Friedl seiner Ansicht nach ungeschickt dabei anstellte. Wie an allen Gliedern verrenkt und zerschlagen, brach Friedl endlich zusammen und hatte kaum noch die Kraft, zu seinem Lager zu kriechen, auf das er sich bitterlich weinend niederwarf und schluchzte, als ob ihm das Herz brechen müsse.

„Sei doch nur ruhig," flüsterte ihm da nach einer Weile eine sanfte Stimme in's Ohr, und eine warme Hand ergriff die seine mit herzlichem Drucke. „Es thut nur im Anfange ein bischen weh; wenn die Glieder erst daran gewöhnt und geschmeidig sind, dann ist das Ganze nur ein Spaß."

Gabriel war es, der diese tröstenden Worte zu dem armen Friedl sprach, und sich geräuschlos neben ihn setzte. „Was willst du?" fuhr er fort. „Obgleich wir Zigeunerkinder sind, haben wir das Alles doch auch durchmachen müssen! Freilich haben wir nicht so viel Schläge dabei gekriegt, wie du, aber du bist dagegen auch ein blankes Menschenkind, und stellst dich gar zu ungeschickt und tolpatschig an. Doch habe nur Geduld! Vor den Schlägen will ich dich schützen, so viel ich kann, und weil du mir so schöne Geschichten erzählt hast, will ich mir auch Mühe mit dir geben und dich in allen Kunststücken unterrichten, so daß du deine Lektion immer schon kannst, wenn Balthasar sie dir einbläuen will."

„Das wolltest du thun, Gabriel? Ach, wie gut bist du, und wie lieb will ich dich dafür haben!" erwiederte Friedl, indem er sich aufrichtete und seine Thränen trocknete.

„Nun ja doch! Mache nur keine Worte darüber," entgegnete Gabriel. „Nachmittag, wenn Balthasar schläft, wollen wir auf ein Plätzchen im Walde gehen, wo wir ungestört sind.

Da arbeiten wir zusammen. Aber laß dir nichts gegen die Anderen merken, sonst kommen sie uns nach und lachen uns aus, wenn sie uns nicht überhaupt ganz und gar das Spiel verderben. Sie könnten's wohl thun, denn sie mögen dich nicht leiden, und freuen sich, wenn Balthasar dich schlägt und hart behandelt. Also sei vorsichtig! Und jetzt bleibe ruhig liegen, damit du frisch bei Kräften bist, wenn wir anfangen."

Mit diesen Worten glitt Gabriel leise wieder fort, und ließ Friedl allein, der pünktlich seinen Rath befolgte, weil er wohl einsah, daß Gabriel es herzlich gut mit ihm meinte.

Nachmittags kam Gabriel richtig wieder zu Friedl, und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen. Sie suchten ein stilles, abgelegenes Plätzchen auf, und hier gab sich nun Friedl alle mögliche Mühe, dem Unterrichte seines kleinen Lehrers Ehre zu machen. Es kam ihm zwar herzlich sauer an, indeß mit Hülfe der mannichfachen Kunstgriffe und Hülfen, die Gabriel ihm angab, ging zuletzt doch Alles ganz leidlich, und der Lehrer sprach seine Zufriedenheit mit den Leistungen seines Schülers aus. Am folgenden Tage gab es weniger Schläge von Balthasar, aber desto mehr Verwunderung über Friedl's rasches Begreifen und seine Gewandtheit, die selbst seine Zuschauer in Erstaunen setzte. So kam es, daß Friedl bei dem doppelten Unterrichte seiner zwei Lehrer rasch vorwärts kam, und schon nach einigen Wochen seine Künste eben so gut machte, als die anderen Knaben seines Alters. Dabei hatten seine Glieder eine Kraft, Gewandtheit und Geschmeidigkeit gewonnen, die er sich unter anderen Verhältnissen gewiß niemals erworben hätte, und dieß wenigstens war ein Gewinn, der ihm früher oder später gelegentlich einmal recht gut zu statten kommen konnte.

Mittlerweile gingen Sommer und Herbst zu Ende, die Bäume standen laublos, und ein starker November-Nachtfrost zeigte deutlich genug an, daß der Winter mit raschen Schritten

heran nahe. Der Aufenthalt im Walde wurde ungemüthlich, selbst in die Höhle drang der kalte Hauch der beginnenden Winterstürme ein, und den armen Friedl, der nichts als seine leichten Sommerkleider besaß, kam ein Grauen an, wenn er daran dachte, daß er den ganzen Winter so im Freien zubringen solle. Diese Befürchtung war jedoch voreilig. Eines Morgens versammelte Balthasar die ganze Zigeunerbande um sich her, Männer, Frauen und Kinder, und hielt eine kurze Anrede an sie.

„Die Zeit ist gekommen," sagte er. „Wald und Höhle gewähren uns keinen Schutz länger, und wir müssen sehen, wie wir uns mit Hülfe unserer alten Künste durch den Winter schlagen. Theilen wir uns und zerstreuen uns durch die Lande. Du, Ephraim, magst nach Norden gehen, du, Jakob, nach Süden, du, alte Jephta, nach Westen, und ich selber will mich im Osten herum treiben. Gabriel, Friedl und noch zwei Knaben begleiten mich. In die Uebrigen theilt euch nach Gefallen. Arbeitet, so gut ihr könnt, sammelt, so viel ihr könnt, und im Monat Mai des neuen Jahres treffen wir hier wieder zusammen. Zögert nicht! Die Scheuern der Bauern, ihre Hühnerställe, ihre Vorrathskammern und Geldkassen sind voll. Zeigt ihnen, daß ihr klüger seid, als das dumme, dämische Volk, und mästet euch von ihrem Ueberflusse. Beeilt euch! Wenn die Sonne im Scheitelpunkt über uns steht, müssen wir aufbrechen!"

Die Rede Balthasar's wurde mit sichtbarer Zufriedenheit vernommen, und die Zigeuner gingen unverzüglich daran, die Weisungen ihres Oberhauptes zu befolgen. Bald hatte sich die ganze Bande in vier kleine Trupps aufgelöst, und ihre geringen Habseligkeiten in Bündel und selbstgeflochtene Kober eingepackt, die sie ohne große Beschwerde fortschleppen konnten. Was sie von ihren Geräthschaften nicht mitnehmen wollten, wurde im Hintergrunde der Höhle in die Erde vergraben und

mit Steinen bedeckt, und nun lag der Trennung der Gesellschaft kein Hinderniß mehr im Wege. Genau um die Zeit des Mittags, als die Sonne am höchsten stand, nahmen sie kurzen Abschied von einander, und entfernten sich dann von dem Schauplatze ihrer sommerlichen Thätigkeit nach vier verschiedenen Richtungen. Ein Theil ging nach Abend, ein anderer nach Mittag, ein dritter nach Mitternacht, und Balthasar mit Friedl und den drei übrigen Knaben nach Morgen. Nach wenigen Minuten waren die verschiedenen Häuflein einander aus dem Gesicht, denn der dichte Wald schob sich mit seinen Stämmen und Sträuchen zwischen ihre Gestalten, und Balthasar wanderte still und einsam mit seinen jungen Gefährten durch die Wildniß dahin. Außer dem Bündel, das er auf seinem Rücken trug, hing ihm auch noch seine Geige nebst Fidelbogen um den Hals, und ein derber Knotenstock in seiner Rechten unterstützte seinen Gang. Auch die Knaben hatten ein Jeder sein Bündelchen zu tragen, welches indeß nicht sehr schwer war, da es nur allerlei Flitterstaat und außerdem einige leichte Kleinigkeiten enthielt.

Balthasar schritt den Knaben voraus, ohne sich in ein Gespräch mit ihnen einzulassen, bis gegen Abend in der Entfernung von einer halben Stunde der spitze Thurm einer Dorfkirche aus dämmerigem Herbstnebel emportauchte. Da erst öffnete er den Mund, drehte sich um, und rief Friedl heran.

„Friedl," sagte er mit strenger Stimme und mit noch strengerem Blicke — „Friedl, erinnerst du dich noch, was ich dir einschärfte, als ich dich in das Lager meiner Leute führte?"

Friedl zitterte vor dem Blicke des schrecklichen Mannes. „Ja," erwiederte er, „ja, ich weiß noch Alles, und keine Sylbe soll über meine Lippen kommen, die Euch mißfällig sein könnte."

„Gut, so wirst du dir dein Leben sichern, das unrettbar verloren wäre, wenn du jemals dein Versprechen vergäßest," sprach Balthasar etwas milder. „Luft und Sonne haben dein

Gesicht so tief gebräunt, daß man dich überall für einen Zigeuner halten wird, wenn du nicht selber durch dein Betragen Verdacht erregst. Also hüte dich! Sobald ich nur zum geringsten Verdachte Ursache gegen dich habe, bist du meiner Rache verfallen, die dich zerschmettern wird. Und nun geh' wieder zu den Anderen; du weißt Bescheid."

Friedl war froh, daß er entlassen wurde, denn die Nähe Balthasars übte immer einen einschüchternden und niederschlagenden Einfluß auf ihn aus. Balthasar näherte sich indeß rasch dem Dorfe, und als er die ersten Häuser desselben erreichte, nahm er Geige und Fidelbogen vom Halse, und spielte eine hellklingende, lustige Weise, die weithin durch die Gasse schallte und wie durch einen Zauber eine Menge Köpfe an die Fenster der Häuser lockte. Lustig spielte er weiter, und die Kinder rannten aus den Hütten und Häusern heraus, betrachteten die braunen Fremdlinge mit verwunderten Augen und folgten ihnen auf dem Fuße nach, bis Balthasar vor einem Hause stehen blieb, dessen Aushängeschild es als die Schenke des Dorfes bezeichnete. Hier geigte er noch einen lustigen Tanz, dann schloß er mit einigen kräftigen Strichen und wendete sich, indem er die Fiedl wieder um den Hals hing, an die gaffende Straßenjugend.

„Nicht wahr, Jungen, das hat euch gefallen?" rief er ihnen mit lauter Stimme zu. „Nun, so geht nach Hause und sagt euren Eltern, der große Zauberer Balthasar Nicophorus aus Egyptenland wäre von den Pyramiden am Nilstrom hier eingetroffen, um seine wunderbaren, noch nie gesehenen Kunststücke in der Schenke auszuführen. Lauft, was ihr könnt, denn in einer halben Stunde geht die Vorstellung an, und wer sie versäumt, wird sich bis an sein Lebensende Vorwürfe darüber machen. Also lauft, rath' ich euch! Der Eintritt ist billig, nur

zwei Kreuzer für die Großen, und einen für die Kleinen! Lauft, denn eine Stunde ist bald vorbei."

Mit diesen Worten verschwand Balthasar, und auf seinen Wink auch seine drei Begleiter in der Thür der Schenke. Die Dorfbuben schrieen ihnen ein Hurrah nach, steckten dann ein Weilchen die Köpfe zusammen, und zerstreuten sich dann plötzlich nach allen Richtungen hin. Balthasar hatte diesen Erfolg seiner Rede hinter den Vorhängen der Fenster verborgen von der Gaststube aus beobachtet, und wendete sich dann mit zufriedenem Lächeln an den Herrn des Hauses, der über seine neuen Gäste gar nicht ungehalten zu sein schien.

„Nun, Herr Wirth," sagte er, „die Schenke wird heute Abend hübsch voll werden! Räumen Sie geschwind den großen Tanzsaal ein, und uns weisen Sie ein Zimmer an, wo wir unsere Vorbereitungen treffen können. Da Sie viele Gäste bekommen, und diese Gäste viel verzehren werden, so haben wir hoffentlich freies Quartier bei Ihnen."

„Schon recht," erwiederte der Wirth. „Wenn brav verzehrt wird, sollt Ihr frei ausgehen, Mann. Aber macht Eure Sache auch gut, daß ich keine Schande davon habe."

„Unbesorgt," entgegnete Balthasar sorglos und beinahe hochmüthig. „Eure Bauern sollen Zeichen und Wunder sehen, und die Fidel wird vollends das Uebrige thun. Aber geschwind; die Gäste werden bald kommen."

Der Wirth, ein dicker, behäbiger Mann, schien selbst gutes Vertrauen auf den Erfolg Balthasar's zu haben, und bequemte sich zu einiger Eile. Er wies Balthasar ein Zimmer an, gab Befehl, den Tanzsaal in Ordnung zu bringen, und setzte Flaschen und Gläser zurecht, während Balthasar ebenfalls seine Vorbereitungen traf.

„Hurtig, Buben!" rief er den Knaben zu. „Zieht eure

Flitterkleider an, und gebt Acht, daß ihr mir keine Dummheiten macht!"

„Aber wir sind müde vom langen Marsche," wagte Gabriel einzuwenden.

„Die Müdigkeit will ich euch austreiben," lautete Balthasar's barsche Antwort. „Macht ihr Fehler, so setzt es Prügel nach der Vorstellung, und ihr geht hungrig zu Bette. Springt und tanzt ihr aber, wie sich's gehört, so soll euch ein gutes Nachtessen nicht entgehen. Ihr kennt mich, ich brauche also nichts weiter zu sagen."

Da half allerdings kein Widerspruch mehr. Die armen, müden und hungrigen Kinder mußten ihren bunten Flitterstaat anlegen, und Balthasar selber zog eine bunte Jacke an, die sich eng an seine starken, kräftigen Glieder schmiegte. So vorbereitet ging er nach dem Saale hinüber, an dessen noch verschlossenem Eingange sich bereits eine Menge von Bauern mit Weibern und Kindern drängten, rückte einen Tisch vor sich hin, nahm wohlgefällig die ihm zugeworfenen Kreuzer in Empfang, und ließ den Saal endlich aufschließen. Die Leute strömten hinein, Andere folgten nach, und ehe eine Stunde verging, war der Saal so gedrängt voll von Menschen, daß im Zuschauerraume kein Apfel zur Erde fallen konnte. Nun brachte Balthasar seine Einnahme in Sicherheit, rief die Knaben herbei, und die Vorstellung begann. Friedl mußte mit den Anderen tanzen, hüpfen, springen, auf den Händen gehen und allerlei halsbrechende Kunststücke machen, bei deren bloßem Anblicke den Zuschauern die Haare zu Berge standen. Doch ging Alles gut von statten, die kleinen Fehler, welche Balthasar auf der Stelle mit derbem Kneifen bestrafte, wurde von den verblüfften Zuschauern nicht bemerkt, und endlich nahm Balthasar seine Fiedel vor und spielte seine seltsamen, wilden und lustigen Weisen auf, welche der eigentlichen Kunstvorstellung ein Ende machten.

Sehr befriedigt verließen die Zuschauer den Saal, aber nur, um sich, zum größten Theile wenigstens, in die unten gelegene Gaststube zu verfügen und dort bei einem guten Trunke ihrer Bewunderung Luft zu machen. Balthasar kehrte mit den Knaben in sein Zimmer zurück.

„Es ist leidlich gegangen," sagte er, „ihr sollt euer Abendbrod kriegen. Aber wenn ihr gegessen und getrunken habt, so geht ihr wieder an's Geschäft. Der Abend ist günstig. Die Bauern sitzen Alle unten in der Gaststube, und daß sie bis Mitternacht sitzen bleiben sollen, dafür werde ich sorgen. Du, Gabriel, schleichst mit Friedl in die Ställe und siehst nach den Kühen und Pferden. Ihr beiden Anderen sucht in Küchen und Vorrathskammern zu kommen, und da nehmt ihr, was ihr findet und leicht verbergen könnt. Verstanden? Und daß ihr mir vorsichtig seid und euch nicht erwischen laßt, denn wir müssen ein paar Tage hier bleiben, um unsere Ernte zu halten. Jetzt eßt und trinkt! Dann, wenn ich nach unten gegangen bin, schleicht euch leise fort und verschließt die Thür. Den Schlüssel versteckt ihr unter der Treppe an einen Platz, den ich euch zeigen werde. Vorsicht und Gewandtheit, — weiter braucht ihr nichts, also paßt auf, daß ihr keine Dummheiten begeht, oder ich ziehe euch ohne Barmherzigkeit das Fell über die Ohren. Jetzt begeb' ich mich nach der Gaststube. Begleite mich, Gabriel, ich werde dir das Versteck für den Stubenschlüssel zeigen.

Balthasar ging mit Gabriel, welcher aber darauf wieder zurückkehrte. Friedl stürzte ihm bleich und zitternd entgegen.

„Um Gottes willen, was bedeutet dieß Alles?" sagte er leise. „Erkläre es mir . . ."

„Nicht jetzt — still — kein Wort mehr!" antwortete Gabriel eben so leise. „Nachher! Die Beiden da dürfen nichts merken — erst wenn wir fort sind! Und da kommt auch die Magd mit dem Essen. Still jetzt!"

Friedl schwieg und setzte sich mit an den Tisch. Aber obgleich er eben noch recht tüchtigen Hunger verspürt hatte, und obgleich die aufgetragenen Speisen ein höchst liebliches und einladendes Aussehen hatten, war ihm doch seit den letzten Befehlen und Andeutungen Balthasars aller Appetit vergangen. Nur auf Zureden Gabriels zwang er sich, einige Bissen zu genießen, und mußte sich recht zusammennehmen, um seine Aufregung und Verwirrung vor den übrigen Knaben zu verbergen, die ihn bereits mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Endlich schienen Alle gesättigt, die Magd räumte die Ueberbleibsel der Speisen hinweg, und die vier Knaben blieben allein.

„Fort jetzt!“ sagte Gabriel. „Ihr Beiden steigt aus dem Fenster und klettert an dem Spalier zur Erde, das ich vorhin bemerkt habe. Friedl und ich werden zur Hausthür hinausschlüpfen und den Schlüssel besorgen. Fort!“

Gewandt wie Katzen schlüpften die Zigeunerbuben aus dem Fenster und kletterten an den schwachen Latten des Spaliers zu Boden.

„Wo sie jetzt hinunter sind, müssen wir nachher herauf,“ sagte Gabriel. „Glücklicherweise ist keine Gefahr dabei. Folge mir nur getrost.“

„Aber wohin?“ flüsterte Friedl mit Furcht und Abscheu. „Gabriel, Balthasar hat uns gewiß nicht befohlen, etwas Gutes zu thun, denn sonst brauchten wir nicht heimlich, wie Diebe in der Nacht, davon zu schleichen. Aber ich bin ein ehrlicher Knabe, und will nicht gegen mein Gewissen handeln. Meine Großmutter hat es mir noch auf dem Todtbette in ihrem letzten Stündlein eingeprägt, daß ich allezeit Gott vor Augen und im Herzen haben solle, und nicht handeln wider seine Gebote. Ich will lieber Alles leiden und dulden, als Unrecht thun!“

„Schwatze nicht so einfältig, Friedl,“ erwiederte Gabriel.

„Wenn du nicht thust, was Balthasar dir befiehlt, so schlägt und martert er dich zu Tode. Also komm!"

„Nein, ich gehe nicht, und wenn er mich wirklich tödten sollte!" entgegnete Friedl fest. „Laß mich hier, Gabriel! Laß mich! Ich betrete den Weg der Sünde nicht! Ich thu's nicht!"

„Narr!" antwortete Gabriel. „Sterben ist vielleicht nicht schwer — aber hungern, dürsten, geprügelt und mit Füßen getreten werden, und das einen Tag und alle Tage, — das ist schlimm, schlimmer als Alles. Also laß dir rathen und geh' mit. Wo nicht, so muß ich selbst es Balthasar sagen, sonst thun es die Anderen, und dann ergeht es mir eben so schlimm als dir. Uebrigens sollst du auch diese Nacht nicht stehlen, wie Jene, sondern es handelt sich nur um eine List, die Balthasar anwendet, um den reichen Bauern das Geld aus der Tasche zu locken."

„Und was für eine List wäre das?"

„Sie ist ganz einfach. Wir haben nichts weiter zu thun, als in die Viehställe zu schleichen. Nun sieh' diese feine, spitze Nadel" — Gabriel zog eine aus der Tasche — „diese Nadel stechen wir dem Viehe, Ochsen, Kühen und besonders Pferden dicht über dem Hufe in die Sehnen und Muskeln, so daß der feine Knopf von den Haaren bedeckt wird, und nicht so leicht zu finden ist. Nun wird das Thier lahm und hinkt, — die Bauern kennen die Ursache nicht, und wissen sich also auch nicht zu helfen, und nun kommt Balthasar und erbietet sich, für eine Belohnung das kranke Thier zu kuriren. Das ist nun keine Kunst, denn er braucht nur die Nadel auszuziehen, und das Thier ist geheilt; aber die Bauern halten ihn in ihrer Unwissenheit trotzdem für einen gewaltigen Zauberer und Hexenmeister, und werfen ihm mit freigebigen Händen ihre blanken Thaler zu.

Das ist das Ganze, Friedl, und du siehst wohl, es steckt kein Diebstahl dahinter."

„Aber ein Betrug," sagte Friedl, „und auf solche Weise betrügen, ist nicht viel besser als stehlen. Geh' allein, Gabriel, — ich bleibe hier!"

„Daß du närrisch wärest!" erwiederte Gabriel. „Schau' einmal dort hin! Siehst du das Gesicht am Fenster? Es ist Sepperls Gesicht und er lauert uns auf. Gewiß hat er Verdacht gegen dich geschöpft, und wenn du hier bliebest, würd' es Balthasar in dieser Nacht noch erfahren. Also weigere dich nicht! Fort! Fort!"

In der That lugte das boshafte Gesicht des Sepperl durch die blinden Fensterscheiben, und es war deutlich genug, daß er dort auf der Lauer lag, um Friedl und Gabriel zu belauschen.

„Laß dir nichts merken," flüsterte der Letztere. „Mit mußt du auf jeden Fall, und weißt du, Friedl, ich will diese Nacht das Geschäft allein besorgen, und du sollst mich nur begleiten. Aber zögere nicht länger, oder wir sind Beide verloren und müssen das Schrecklichste erdulden! Ach, du kennst Balthasar noch nicht, weißt nicht, wie grausam und unbarmherzig er sein kann! Also fort, fort ohne Besinnen!"

Rasch entschlossen löschte Gabriel das Licht aus, nahm Friedl am Arme und zog den nur noch schwach Widerstrebenden mit Gewalt hinter sich her. Dann verschloß er die Thür, schlüpfte leise die Treppe hinunter, steckte den Stubenschlüssel an den von Balthasar bezeichneten Ort, glitt wie ein Schatten über den matt erleuchteten Hausflur, und stand einen Augenblick später mit Friedl im Freien.

„So weit wären wir," sagte er leise. „Nun folge mir nur immer dicht auf den Fersen und sei ganz unbesorgt. Wenn du auch nichts Unrechtes thun willst, mußt du doch wenigstens

vermeiden, Balthasars Wuth zu reizen, denn sonst wär's dein Unglück. Fort also! In einer Stunde, wenn Alles gut geht, sind wir wieder zurück."

Friedl wagte nicht zu widerstreben. Er folgte Gabriel, der ihm leise voran schlich. In einigen Ställen der benachbarten Häuser wurde es bald nachher unruhig. Pferde stampften und Ochsen brüllten; aber dem Geräusche folgte immer kurz darauf wieder die tiefste Stille. Etwa nach einer Stunde erschienen Gabriel und Friedl wieder in der Nähe des Wirthshauses, in welchem es noch immer lärmend und lustig zuging, sprangen mit Leichtigkeit über die niedrige Hofmauer, schlüpften in einen der umherliegenden Ställe, klimmten endlich an dem bereits erwähnten Spaliere hinauf, und verschwanden durch das leicht zu öffnende Fenster in ihre Stube.

„So, Alles ist geschehen," sagte Gabriel, als er sich ohne viele Umstände angekleidet auf sein Lager warf. „Balthasar wird eine reiche Ernte halten, und die Bauern werden glauben, ein Zauberer habe ihre Pferde und Kühe verhext. Was meinst du, Friedl?"

Friedl gab keine Antwort. Er weinte und schluchzte in seine Kissen, und lebhafter als je gedachte er in dieser Nacht der guten, frommen, alten Esther, die ihn mit ihrem letzten Hauche so eindringlich zur Gottesfurcht und Rechtschaffenheit ermahnt hatte.

Drittes Kapitel.

Die Flucht.

Alles kam so, wie es Gabriel vorhergesagt. Am folgenden Morgen, als sich Friedl von seinem Lager erhob, sah er durch das Fenster den Wirth der Schenke mit Knecht und Magd in sichtbarer Bestürzung vor dem Stalle stehen, und voller Aufregung mit den Händen durch die Luft fechten. Ein schönes, kraftvolles Pferd wurde aus dem Stalle geführt, wobei sich zeigte, daß es jämmerlich auf dem rechten Hinterfuße hinkte, den es nur ungern und vor Schmerz schaudernd auf den Boden setzte.

Neugierde trieb Friedl auf den Hof hinunter. Als er dort ankam, sah er Balthasar mit den Zigeunerjungen vor der Hofthür stehen und mit gespannter Aufmerksamkeit das lahme Pferd beobachten.

„Böse Geschichte!“ sagte der Wirth grade, als Friedl zu den Uebrigen trat. „Ich habe den Braunen erst vor vier Wochen gekauft und mit sechszig blanken Dukaten bezahlt. Wenn mir das Thier lahm bliebe, so wär' ich ein geschlagener Mann!“

„Nun, nun, es wird nicht so schlimm sein, Herr!“ nahm Balthasar das Wort, indem er das Pferd mit verdoppelter Aufmerksamkeit in's Auge faßte. „Was würdet Ihr wohl dran wenden, falls Jemand Euer Pferd auf der Stelle binnen wenigen Minuten und gründlich kurirte?“

Zehn Thaler wären mir nicht so lieb!“ rief der Wirth. „Aber es ist nicht möglich! Seht nur, wie der Braune den kranken Fuß nachschleppt! Ach, ich armer, geschlagener Mann!“

„Nun denn,“ sagte Balthasar mit zuversichtlicher Entschie-

denheit — „wenn Ihr zehn Thaler daran setzen wollt, Herr Wirth, so kurir' ich Euch das Pferd!“

„Topp, es gilt!“ entgegnete der Wirth. „Die zehn Thaler sind Euer, wenn Ihr mir das Thier herstellt.“

„So laßt es in den Stall führen,“ befahl Balthasar. „Und Niemand folge mir, denn ich darf unter keiner Bedingung gestört werden.“

Zwei Minuten später kam er aus dem Stalle zurück, und schaute den Wirth mit dem zufriedensten Lächeln von der Welt an.

„Laßt den Braunen vorführen, — er ist kurirt,“ sagte er.

„Unmöglich!“ entgegnete der Wirth, ließ aber doch das Pferd aus dem Stalle bringen, das durch sein festes, kräftiges Auftreten die Behauptung Balthasar's vollkommen rechtfertigte. Der gute Mann war außer sich vor Erstaunen und Freude, welche sich in lauter bewundernden Worten Luft machte. Ohne Weigern bezahlte er dem schlauen Betrüger die bedungenen zehn Thaler, und bedankte sich obendrein noch tausend Mal. Friedl's Herz erglühte vor Unwillen über die gewissenlose Schurkerei Balthasar's, aber er durfte es nicht wagen, seiner Entrüstung Luft zu machen, denn Balthasar hätte ihn, wenn auch nicht umgebracht, so doch unzweifelhaft jämmerlich durchgeprügelt. Außerdem gab ihm auch Gabriel einen sehr ernsten, bedeutsamen Wink, und so schwieg denn Friedl, aber mit dem festen Entschlusse, sich wenigstens niemals zum Helfershelfer so niedriger Betrügereien herzugeben und mißbrauchen zu lassen.

Balthasar schien dergleichen Gebissensbisse nicht zu verspüren. Mit einem schlauen Lächeln strich er sein leicht erschwindeltes Geld ein und kehrte gemüthlich in die Gaststube der Schenke zurück. Der Wirth dagegen rannte zu seinen Nachbarn, um diesen die Kunstfertigkeit seines Gastes mit rühmenden Worten anzupreisen.

Das war grade, was Balthasar gehofft und gewünscht hatte. Er winkte Gabriel zu sich und fragte ihn leise: „Also sieben Stück? Wie?"

„Ja, sieben, Meister," antwortete der Knabe.

„Also siebzig Thaler," murmelte der Betrüger. „Eine gute Einnahme für den ersten Tag."

Balthasar täuschte sich in seiner Berechnung nicht. Kaum eine Stunde verging, so kamen Einer nach dem Anderen die Bauern, deren Ställe Gabriel in der vergangenen Nacht heimlich besucht hatte, und Jeder verlangte Balthasar's Beistand, der dann auch gegen die Erlegung von je zehn Thalern bereitwillig geleistet wurde. Noch vor Abends waren alle lahme Pferde und Kühe gründlich kurirt, und mit schwerem Beutel verließ Balthasar das Dorf, um seine betrügerischen Künste an anderen Orten mit ähnlichem Erfolge zu wiederholen.

Friedl fühlte sich bei dieser Lebensweise sehr unglücklich. Gabriel verrieth zwar nicht, daß er bei den nächtlichen Streifzügen nur den Zuschauer machte, und niemals bei den Betrügereien hülfreiche Hand leistete, aber gleichwohl kam Balthasar endlich dahinter, und es erfolgte ein schrecklicher Auftritt, der dem armen Friedl beinahe das Leben gekostet hätte. Balthasar schlug ihn, trat ihn mit Füßen, mißhandelte ihn auf's Schrecklichste, und verlangte mit wilden Drohungen, daß Friedl so gut wie die Anderen arbeiten müsse.

„Arbeiten, ja, das will ich," versetzte Friedl," aber nicht wie die Uebrigen, sondern wirklich arbeiten. Ich habe gesehen, daß Einige von den Kindern im Lager Körbchen flochten und habe ihnen auch geholfen dabei. Das will ich thun, und will recht fleißig sein, damit ich einiges Geld verdiene, aber betrügen und stehlen thu' ich nicht. Jetzt weißt du, wie ich's meine, Balthasar, und kennst meinen Entschluß. Nie werde ich davon abgehen, und wenn du mich dennoch zwingen willst,

so mache mich lieber nur gleich todt, denn gehorchen würd' ich dir doch nicht, wenigstens nicht zu schlechten Dingen. Die Großmutter hat es mir auf dem Todtbette eingeschärft, und ich hab' es ihr in die Hand gelobt, mein Lebelang Gott vor Augen und im Herzen zu haben, und in keine Sünde zu willigen, und dieses Versprechen will ich halten, so wahr mir Gott helfe!"

Friedl sprach das Alles nicht so zusammenhängend, sondern unterbrochen von Thränen und Schluchzen, aber es war leicht zu merken, daß er standhaft bleiben und nicht von seinem Entschlusse abweichen würde. Balthasar selber sah es ein, denn er ließ von dem Knaben ab, und versetzte ihm nur noch einen letzten, harten Schlag, der ihn fast zu Boden geworfen hätte.

„Gut denn," sagte er grimmig, „wenn du nicht arbeiten willst, wie die Anderen, dann sollst du's auch nicht so gut haben wie die Anderen. Flechte deine Körbe und iß trockenes Brod dazu, denn weiter verdienst du doch nichts dabei!"

Friedl war schon zufrieden, daß er seinen Willen behauptet und in seiner gerechten Sache den Sieg über Balthasar davon getragen hatte. Entbehren wollte er ja gern, nur nicht Sünde thun. Freilich hatte er es von nun an herzlich schlecht bei Balthasar und den Zigeunerjungen. Alle behandelten ihn mit Verachtung und Hohn, und selbst Gabriel war nicht mehr so freundlich gegen ihn, wie früher. Wenn er's auch gewollt hätte, er durfte es nicht wagen, um nicht eben so schlecht behandelt zu werden, wie Friedl. Nur manches Mal, wenn es die Anderen nicht merkten, flüsterte er ihm ein paar freundliche Worte zu, oder drückte ihm verstohlen die Hand; im Uebrigen aber stellte er sich so kalt und zurückhaltend, wie Balthasar selber.

Ein elendes und trauriges Leben mußte der arme Friedl führen. Wenn seine Kameraden am reichbesetzten Tische saßen, und leckere Speisen verzehrten, mußte er im Winkel sitzen und ein Stück trockenes Brod kauen, das ihm Balthasar wie einem

Hunde zuwarf. Wenn die Anderen müßig herumlungerten und gar nichts thaten, mußte er bei seinen Körben sitzen und flechten, daß ihm die Finger schmerzten, und obendrein mußte er sich auch noch die spöttischen Bemerkungen und mancherlei giftige Stachelreden von den Zigeunerbuben gefallen lassen. Wenn es auf die Wanderschaft ging, so mußte er das schwerste Bündel tragen, und die Zigeunerjungen huckten ihm auch wohl noch die ihrigen auf, so daß er unter der schweren Last gebückt dahin schlich. Dabei regnete es auch noch bei jeder Gelegenheit Püffe und Tritte auf den armen Friedl, und Balthasar schien sich sogar darüber zu freuen, wenn er von den bösen Buben recht arg gemißhandelt wurde. Wenigstens wehrte er ihnen nie, und wenn sich Friedl beklagte, wendete er ihm hochlachend mit den Worten den Rücken zu, „er habe es ja nicht besser haben wollen."

So brachte Friedl traurig sein Leben hin, und es war ihm wohl nicht zu verdenken, wenn er im Herzen den brennenden Wunsch hegte, sich durch die Flucht allen Mißhandlungen, denen er ausgesetzt war, zu entziehen. Nur war dieß nicht so leicht zu bewerkstelligen, als es den Anschein hatte. Balthasar und die Zigeunerbuben ließen ihn selten aus den Augen, und außerdem wußte der arme Friedl auch nicht, was beginnen, wenn es ihm wirklich glückte, heimlich davon zu schleichen. Wohin sollte er gehen? Wer sollte ihn aufnehmen? Wie sollte er seinen Hunger stillen? Er dachte wohl daran, sich nach dem Dorfe zurück zu fragen, wo er mit der guten, alten Esther gelebt hatte; aber wie weit war der Weg dahin! Wie schwer zu finden! Und wenn er ihn wirklich fand, wenn er wirklich die alte Heimath erreichte, die wie ein Garten des Paradieses in seiner Erinnerung lebte, — was dann? Würde Balthasar ihn nicht sogleich wieder aufgespürt haben? Würde er nicht kommen, ihn zu holen und in die alte Sklaverei und Knechtschaft zurück zu

führen? Nein, es war nichts mit solchen Plänen, und Friedl mußte sich mit schwerem Herzen darein ergeben, sein elendes, freudenloses Leben in der bisherigen Weise fortzuführen. Nur Ein Trost, ein einziger blieb ihm und hielt ihn aufrecht; dieß war die Erinnerung an die fromme, alte Esther und an ihre Ermahnungen, und das kleine Buch, das ihm der Herr Pastor einmal geschenkt hatte. Das war eine rechte Quelle der Erquickung für ihn. Oft las er darin, wenn er es ungestört thun konnte, und die schönen Geschichten, die es ihm erzählte, dienten ihm zum Trost, zur Kräftigung und zur Belebung seiner nicht selten verzagten und hoffnungslosen Seele. Waren ja doch Beispiele da angeführt, wo es armen Waisen und verlassenen Kindern auch Jahre lang recht schlecht ergangen war, bis dann endlich doch Gott sich ihrer erbarmte, und dann endlich aller Noth und allen Elendes enthob, wenn sie nur treu an seinem Worte hielten, und sich nicht zu bösem Thun und Treiben verleiten ließen. Warum sollte sich der liebe Gott nicht eines Tages auch seiner erbarmen? Ihm war es ja doch ein Leichtes, und Friedl hoffte mit einer solchen Zuversicht auf seinen väterlichen, himmlischen Beistand, daß er in Erwartung dessen alles gegenwärtige Elend und Leiden still und schweigend erduldete.

So verging der Winter, der Frühling meldete sich wieder mit seinem linden Wesen, der Schnee schmolz auf den Bergen, die Blumen sproßten und der braune Wald kleidete sich wieder in sein herrliches, grünes Gewand, da wanderte Balthasar mit seinen Begleitern einer größeren Stadt zu, wo eine weltberühmte Messe abgehalten werden sollte.

„Es ist die letzte Arbeit, die uns bevorsteht," sagte er, als die Thürme der Stadt in der Ferne auftauchten. „Freuet Euch, Jungen! Noch vierzehn Tage, und dann geht es wieder in den Wald, wo wir lustig leben und von den Beschwerden des Winters gemächlich ausruhen können. Also nur munter! Die

kurze Zeit wird bald überstanden sein, und auf die Arbeit folgt der Lohn. Wir bringen einen gut gefüllten Säckel mit und werden also willkommen sein im Lager!"

Die Zigeunerbuben jauchzten vor Freuden; Friedl aber blickte wehmüthig vor sich nieder, denn er fand ja keine Heimath und keine befreundeten Genossen im Walde, sondern mußte sich darauf gefaßt machen, dort noch übler und verächtlicher behandelt zu werden, als jetzt auf der Wanderschaft, wo Balthasar ihn wenigstens noch als Tänzer gebrauchte, und aus diesem Grunde mit einiger Schonung gegen ihn verfahren mußte. Aber dort? Da brauchte ihn Niemand, also schonte ihn gewiß auch Niemand, und Balthasar freute sich ja, wenn man ihn mißhandelte. Es war also eine traurige Zukunft, die dem armen Friedl bevorstand.

In der Stadt angekommen, vor deren Thore sich ein lebhaftes Treiben entfaltete, schlug Balthasar sein Zelt auf, und verkündigte in prahlerischem Tone die Künste, die er zur Belustigung und zum Erstaunen des verehrlichen Publikums produciren werde. Mit schmetternder Trompete rief er die Leute zusammen, und lockte sie in seine Bude. Da gab es zu arbeiten. Die Knaben mußten springen und tanzen, als ob sie nie müde werden könnten, und Balthasar vergönnte ihnen nur wenige Stunden der Ruhe, die sie zur Erholung benutzen konnten. Die übrigen Knaben verwendeten die freie Zeit dazu, auf dem Platze umher zu laufen, wo in langen Reihen die Schaubuden standen, und bald hier, bald dort einen kurzen Besuch bei Seiltänzern oder Kunstreitern, oder in einer Thierbude abzustatten, wo sie überall frei eintreten konnten, wenn sie sich als Kunstgenossen zu erkennen gaben. Nur Friedl verließ Balthasar's Bude nicht, sondern begnügte sich, das bunte Treiben der Menge von dem Eingange des Zeltes aus zu beobachten. Er war zu traurig,

um sich unter die lustige Menge zu mischen, und auch wohl zu schüchtern, seine Begleitung den Anderen aufzudringen. Endlich erbarmte sich Gabriel seiner.

„Komm, Friedl," sagte er eines Tages, als Balthasar in der Bude schlief, und seine beiden Kameraden nach der Stadt gegangen waren, um etwas einzukaufen, — „komm, Friedl, und sieh' dir auch einmal die Herrlichkeiten der Messe an. Jetzt ist grade die beste Zeit, denn wir können uns unbemerkt davon schleichen und eine ganze Stunde wegbleiben."

„Nein, Gabriel," erwiederte Friedl betrübt, „nein, geh' du nur allein! Sie würden dich doch nur schelten, wenn du mit mir gingest, und ich habe ja auch keine Freude an den Sachen, die du mir zeigen willst. Laß mich nur hier!"

„Nein, nein, armer Kerl, du mußt mit," drängte Gabriel. „Ei, das wäre noch schöner, auf der Messe gewesen zu sein und nichts gesehen zu haben! Komm, komm! Wenigstens zu den Seiltänzern! Sie geben grade jetzt eine Vorstellung und da wirst du die kleine Fillide tanzen sehen. Das ist etwas Schönes, Friedl! Fillide ist zwar erst zehn oder elf Jahre alt, aber so hübsch und geschickt, daß du erstaunen wirst."

Friedl sträubte sich zwar noch, aber Gabriel ergriff ihn am Arme, zog ihn mit sanfter Gewalt mit sich fort, und ging gradenwegs in die Seiltänzerbude hinein. Da war nun freilich Alles anders und schöner, als in dem Zelte Balthasar's, und trotz seiner Betrübniß wendete Friedl bald seine ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel, welches er noch nie so glänzend gesehen hatte. Er bewunderte die kühnen Sprünge und verwegenen Tänze, die auf dem Seile vor ihm ausgeführt wurden, und sein Entzücken erreichte den höchsten Grad, als nun endlich Fillide kam, und mit einer Zierlichkeit und Gewandtheit ihre Künste zeigte, die das zahlreich versammelte Publikum zu den lebhaftesten Beifallsbezeigungen fortriß. Auch Friedl vergaß

Alles über die kleine Fillide und klatschte noch lauter in die Hände, wie die anderen Menschen.

Plötzlich klopfte ihn Jemand leise auf die Achsel, und als er sich umwendete, stand Einer der Seiltänzer, der vorher am verwegensten sein Leben gewagt hatte, dicht hinter ihm und blickte ihn lächelnd an.

„He, Kleiner," sagte er, „das gefällt dir wohl sehr? Möchtest du es auch können?"

„Ach ja, das möcht' ich wohl," erwiederte Friedl seufzend. „Aber es ist wohl sehr schwierig, es zu lernen!"

„Nicht so sehr!" antwortete Jener. „In sechs Wochen lernt sich viel, und wenn du bei mir bleiben willst, so werden wir sehen. Du bist gewandt — ich kenne dich, denn ich war bei Balthasar — und wenn du sonst Lust hast, so nehme ich dich gern bei mir auf, und du sollst auch gut behandelt werden."

„Nein, Balthasar duldet es nicht," entgegnete Friedl kopfschüttelnd und mit trauriger Miene.

Gabriel, obgleich er jedes Wort verstanden hatte, war bis zu diesem Augenblicke ganz gleichgültig stehen geblieben; jetzt aber drehte er sich rasch um, und blickte seinen Kameraden freundlich an. „Höre, Friedl," sagte er — „wenn du meinem Rathe folgen willst, so greife zu. Ich glaube selber, daß du es bei Herrn Bandelli besser treffen wirst, als bei uns. Schlag' ein, Friedl!"

„Aber Balthasar!"

„Was kümmert dich Balthasar, Friedl?"

„Aber er wird mich nicht gehen lassen!"

„Ei, so lauf' ihm heimlich davon! Ich verrathe dich nicht, Friedl! Aber freilich, in Acht nehmen mußt du dich, denn wenn dich Balthasar wieder erwischt, bist du verloren."

„Nun denn, morgen geht die Messe zu Ende, und noch in der Nacht reise ich weiter," sagte Bandelli, der Seiltänzer, als

Friedl nachdenklich still schwieg. „Bist du morgen Abend um zehn Uhr bei mir, so will ich dich mit Freuden auf- und mitnehmen, und dein Balthasar kann lange nach dir suchen, bevor er dich findet. Ueberlege dir's, mein Sohn — Adieu, und — hoffentlich — auf Wiedersehen!"

Die Vorstellung ging zu Ende, und Friedl verließ an Gabriel's Seite wie ein Träumender den Zuschauerraum. Sein Herz war zu voll, als daß er Worte finden konnte, seine Gedanken und Empfindungen auszusprechen. Auch Gabriel schwieg, und so schritten sie langsam nach Balthasar's Zelte zurück. Erst zehn Schritt von demselben entfernt, raffte sich Gabriel plötzlich zusammen, und ergriff mit warmem Drucke Friedl's Hand.

„Sei gescheit!" flüsterte er ihm hastig zu; „suche zu entwischen; ich meine es gut, — wenn du bleibst und mit Balthasar nach dem Lager im Walde zurückkehrst, bist du verloren. Aber still! Niemand darf merken oder ahnen, wo du warest oder was du im Schilde führst. Zum Glück sind die Jungen noch nicht zurückgekehrt, und Balthasar schläft noch, wie ich an seinem Schnarchen höre, das aus dem Zelte heraus dringt. Vorsicht und Entschlossenheit, Friedl! Ueberall wirst du besser aufgehoben sein, als bei Balthasar und den Zigeunern! Das merke dir! Jetzt bist du gewarnt!"

Friedl hatte nicht Zeit, sich länger mit Gabriel zu unterhalten, denn eben als sie in die Bude traten, kehrten auch die beiden in der Stadt gewesenen Knaben zurück, was jedem weiteren Gespräche ein Ende machte. Kurz darauf erwachte auch Balthasar aus seinem Schlafe, und es begann eine neue Vorstellung, die Friedl vollends bis zum Einbruch der Nacht in Beschlag nahm. Endlich wurde die Bude geräumt, und Friedl konnte zu seinem Lager kriechen, wohin ihm Balthasar noch ein paar Fußtritte mitgab, weil er heute seine Sache so schlecht gemacht habe, wie noch nie.

Friedl nahm die Mißhandlung geduldig an, und hatte sie im nächsten Augenblicke wieder vergessen, weil er nur an die Seiltänzer, an Gabriel's Rath und an die Möglichkeit dachte, unbemerkt zu entwischen. Dieß Letztere war eine schwierige Aufgabe, denn bei Tage bewachten ihn Balthasar und die Knaben mit mißtrauischen Augen, und Nachts war das Zelt so fest verschlossen, daß er es nicht verlassen konnte, ohne Geräusch zu machen. Geräusch machen hieß aber eben so viel, als seine Peiniger aufwecken und auf der Stelle ergriffen werden. Der arme Friedl durfte es also nicht wagen, seine Flucht in solcher Weise zu bewerkstelligen.

Nachdem er vergebens bis nach Mitternacht hin und her gesonnen hatte, verfiel er endlich in tiefen Schlummer, aus welchem ihn erst am anderen Morgen Balthasar's rauhe Stimme erweckte. Es war der letzte Tag der Messe, und dieser sollte, wie Balthasar meinte, noch gründlich benutzt werden. Friedl mußte tanzen und springen von früh bis Mittag, von Mittag bis Abend, und auch nicht eine einzige Gelegenheit bot sich ihm zum Entwischen dar. Der Abend dämmerte, die Nacht brach herein — Friedl hüpfte und sprang in bunten Flitterkleidern, aber mit schwerem Herzen noch immer herum, und es blieb ihm kaum noch eine Stunde Zeit zum Ausführen seines heimlichen Planes. Auch diese letzte Stunde verrann allmählig; Friedl zitterte und bebte — Minute an Minute ging unbenutzt vorüber, und jetzt — jetzt schloß Balthasar die Hütte zu, und alle Hoffnungen des armen Friedl versanken in Nichts.

„Es ist vorbei!" murmelte er mit Thränen in den Augen, indem er seinen Flitterstaat ablegte, und seine gewöhnlichen, schlechten Kleider anzog. Balthasar saß an der Kasse vornen, und zählte die Einnahme des vergangenen Tages. Die Jungen standen um ihn herum, und betrachteten mit gierigen Blicken die Silber- und Kupfer-Münzen, die der Gebieter auf dem

Kassentische aufzählte. Friedl warf keinen Blick darauf; er schlich in den Hintergrund des Zeltes, setzte sich auf eine Holzbank und hing seinen traurigen Gedanken nach. Er gab Alles verloren und sich selber mit. Nicht ein Schimmer von Hoffnung erhellte mehr das tiefe Düster seines beklommenen und verzagenden Herzens.

Jetzt auf einmal vernahm er dicht neben sich leichte Tritte. Fort, Friedl!" flüsterte eine gedämpfte Stimme in sein Ohr. „Die Hinterwand des Zeltes ist zerschnitten! Fort auf der Stelle, und lebe wohl! Hurtig! Du hast keinen Augenblick Zeit zu verlieren!"

Friedl erkannte die Stimme seines Freundes Gabriel. Aber die so plötzlich und unerwartet sich ihm eröffnende Aussicht machte ihn so verwirrt, daß er ein paar Sekunden verstreichen ließ, ehe er sich wieder zu fassen vermochte. Als er sich endlich aufraffte, hörte er Balthasar kommen, und zugleich erhellte der Schimmer seiner Lampe den bisher düster gewesenen Hintergrund des Zeltes. Was geschehen sollte, mußte nun auf der Stelle geschehen. Friedl sprang auf, tappte mit den Händen an der Hinterseite der Bude umher, fand den Ausgang und drängte sich hastig hinaus. Nur zu hastig! Denn in der Eile stolperte sein Fuß über einen Holzpflock — er stürzte zu Boden, und riß dabei so heftig an einem der Seile, welche das Zelt hielten, daß dieses Letztere eine merkbare Erschütterung erlitt.

„Oh!" schrie Balthasar — „was gibt's denn da? Teufel, das Zelt ist zerschnitten und Friedl fort! Halloh, Jungen, ihm nach! Er ist eben erst hinaus, und wir werden ihn noch erwischen!"

Friedl vernahm jedes Wort, und jedes Wort spornte ihn zu rascher Thatkraft an. Mit Einem Rucke raffte er sich wieder vom Boden auf, und eben als Balthasar durch die Zeltöffnung

ihm nachsprang, lief er mit Sprüngen wie ein gehetzter Hirsch auf Gerathewohl durch die Nacht davon.

Aber schon hatte Balthasar ihn gesehen und setzte, wie ein Schweißhund auf blutiger Fährte hinter ihm drein. Ein wilder Ruf brachte auch die Zigeunerbuben auf die richtige Spur, und nun erfolgte eine kurze Jagd, bei welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der arme Friedl das Opfer sein mußte. Obgleich er alle Kräfte anstrengte, seinen Verfolgern zu entrinnen, hörte er sie doch jeden Augenblick näher und näher hinter sich keuchen. Zum Unglück für ihn brannten noch viele Laternen auf dem Platze, so daß seine Gestalt den Nachsetzenden immer sichtbar blieb. Plötzlich gewahrte der arme Flüchtling seitwärts eine dunkle Gasse, auf welcher nur ein einzelnes, schwaches Lichtlein schimmerte. Seine letzten Kräfte aufbietend, rannte er in das schützende Dunkel hinein, hörte aber auch in demselben Augenblicke Balthasar dicht hinter sich und glaubte sich verloren. Gleichwohl, einen Schrei der Angst ausstoßend, rannte er weiter. Plötzlich aber schwand der Boden unter ihm — er stürzte in eine unabsehbare Tiefe, und fiel — auf einen weichen, nachgiebigen Sandhaufen, der ihn freundlich schützend in seine Umarmung aufnahm. Oben hörte er erst Balthasar, und gleich darauf die beiden Zigeuner vorüber laufen; dann wurde Alles still, und tief aufathmend dankte Friedl in stillem Gebete seinem barmherzigen Gotte für die unverhoffte und fast wunderbare Rettung aus seinen Nöthen. Indem schrak er aber wieder zusammen, denn er hörte von Neuem Tritte und zugleich die rauhe Stimme Balthasar's, der in wilden Verwünschungen seiner Wuth über das Entweichen Friedl's Luft zu machen versuchte.

„Er ist fort, der Hallunke!“ sagte er. „Die Dunkelheit rettete ihn, und in den engen, finsteren Gassen ist es unmöglich, ihn bei solcher Dunkelheit wieder aufzufinden. Doch nur

Geduld! Der Tag wird kommen, und die Polizei das Ihrige thun, den Burschen einzufangen. Er entgeht uns nicht."

„Aber ist es denn auch gewiß, daß er die engen Gassen erreicht hat?" sagte die Stimme Eines der Knaben. „Kann er nicht noch hier herum versteckt sein? Vielleicht ist er gar in den Keller hier gesprungen!"

„Wenn das wäre," entgegnete Balthasar mit grimmigem Lachen, „so brauchten wir uns nicht länger nach ihm umzusehen. Der Keller ist an zwanzig Fuß tief und mit Steinplatten gepflastert; wenn er also hinunter gesprungen wäre, müßte er sich alle Glieder zerschmettert haben. Nein, nein! Ich sah heute den Keller bei Tage! Wer da hinein fällt, kommt nicht lebendig wieder herauf."

„Aber sollten wir nicht wenigstens einmal nachsehen? Möglich wär's doch, daß . ."

„Dummes Zeug!" unterbrach Balthasar den Einwurf. „Falle du selbst in die Tiefe, nicht wahr? Friedl ist in die Stadt gerannt, wo wir ihn morgen bei Zeiten wieder erwischen werden, und dann . . nun wehe ihm, wenn er erst wieder in meine Macht gegeben ist!"

Friedl, der jedes Wort hörte, schauderte zusammen bei dieser Drohung. „O Gott, barmherziger, lieber Gott, nur das nicht!" betete er inbrünstig, — und vorüber gingen seine Verfolger, und ihre langsamen Schritte verhallten allmählig in der Ferne.

Jetzt erst fühlte Friedl sich sicher, und konnte seine Gedanken so weit sammeln, um seine Lage genauer in's Auge zu fassen. Er befand sich in der That in einem tiefen Keller, welcher vermuthlich ausgebessert werden sollte, und deßwegen offen zu Tage lag. Zur Warnung für Vorübergehende hatte man eine Laterne daneben aufgehängt, aber Friedl, der dieses Zeichen nicht kannte, hatte es auch nicht beachtet, und darum den un-

freiwilligen Sturz in die Tiefe gethan, der ihm allerdings unzweifelhaft das Leben gekostet hätte, wenn nicht noch am Abend vorher der Sandhaufen in den Keller hineingeschüttet worden wäre. Balthasar wußte von diesem Sandhaufen nichts, weil er den Keller nur bei Tage gesehen hatte, und daher verfiel er in den Irrthum, welcher nach Gottes Rathschlusse zu Friedl's vollständiger Rettung das Seinige beitragen sollte.

Der Schimmer der Laterne am Rande des Kellers erhellte nothdürftig einen Theil des unterirdischen Raumes, und gewährte so viel Licht, daß Friedl, nachdem seine Augen sich allmählig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, eine Leiter sehen konnte, welche an einer Seitenwand des Kellers lehnte. Sie war ihm ein willkommenes Werkzeug, aus dem Keller wieder hinaus zu gelangen. Er stellte sie auf den Sandhaufen, kletterte hinauf und kam hoch genug, den oberen Rand des Kellers mit den Händen zu erreichen. Weiter bedurfte er bei seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit keiner Hülfe. Ein Schwung, und er stand wieder auf der Straße, welche er bis zu dem Platze verfolgte, auf welchem die Meßbuden und Zelte standen. Sein einziges Trachten ging nun dahin, die Seiltänzer-Bude aufzufinden, und auch hierin begünstigte ihn das Glück. Aus der dunkeln Gasse vortretend, sah er schräg gegenüber einen hell brennenden Kronleuchter, und ein Ruf der Freude glitt über seine Lippen, als er beim Scheine desselben einen Mann erblickte, der spähend umhersah. Dieser Mann war Bandelli, der Seiltänzer. Mit zehn Schritten stand Friedl neben ihm.

„Endlich!" sagte Bandelli, indem er den Knaben rasch bei der Hand nahm und in die Bude hinein zog. Seit einer halben Stunde warte ich schon auf dich, und gab fast die Hoffnung auf, daß du noch kommen würdest. Warum bliebest du so lange?"

Friedl erzählte kurz, was ihm begegnet war.

„Ei der tausend, da ist es hart an dir hergegangen," meinte der Seiltänzer. „Aber sei nur ruhig, jetzt bist du in Sicherheit, und Balthasar mag morgen in Gottes Namen die Stadt durchsuchen und die Polizei in Anspruch nehmen. Meiner Ansicht nach hat er nicht mehr Recht auf dich, als ich oder jeder Andere, oder jedenfalls wollen wir es zu verhindern suchen, daß du wieder in seine Gewalt fällst. Unsere Wagen sind schon gepackt; noch eine Stunde, und es geht fort. Komm, ich will dich nur geschwind mit den Uebrigen bekannt machen, und dann magst du deine Angst und deinen Schrecken in ruhigem Schlafe zu vergessen suchen."

Herr Bandelli führte Friedl zu seinen Leuten, stellte ihn vor und empfahl ihn ihrer Freundlichkeit. Friedl wurde wohl aufgenommen, die kleine Fillide reichte ihm freundlich die Hand, und ehe fünf Minuten vergangen waren, fühlte sich Friedl so wohl unter den guten Leuten, wie er sich bei Balthasar nimmermehr hatte fühlen können. Herr Bandelli wies ihm endlich sein Lager an, und als die nächste Morgensonne freundlich auf die Fluren herab lächelte, befand sich Friedl schon drei Meilen von der Stadt entfernt, und konnte sich gegen alle Nachforschungen Balthasars einstweilen für gesichert halten.

Viertes Kapitel.

Die treue Fillide.

Die Reise der Seiltänzer, von denen Friedl so freundlich und bereitwillig aufgenommen worden war, dauerte mehrere Tage, und es wurde erst in einer zwanzig Meilen entfernten Stadt wieder Halt gemacht. Friedl benutzte die Zwischenzeit, sich näher an die Mitglieder der Gesellschaft anzuschließen, was ihm leicht gelang, da ihm fast Alle mit Wohlwollen entgegen kamen. Besonders die kleine Fillide, deren Kunstfertigkeit Friedl einige Abende vorher so lebhaft angestaunt und bewundert hatte, zeigte sich sehr herzlich gegen ihn, und schon am ersten Tage der Reise wurden die Beiden die besten Freunde. Sie suchten sich im Wagen ein Plätzchen neben einander aus, und da saßen sie ganz vergnügt beisammen und plauderten, als ob sie sich schon seit Jahr und Tag gekannt hätten. Friedl mußte Filliden ausführlich seine Schicksale erzählen, und sie hörte mit der lebhaftesten Theilnahme zu. Dagegen erzählte sie wieder, daß auch sie eine Waise sei, daß Vater und Mutter ihr schon längst gestorben wären, daß sie aber in Herrn Bandelli, der sich ihrer voll Liebe und Güte angenommen, einen zweiten Vater gefunden habe, und daß überhaupt Herr Bandelli ein lieber, guter Mann sei, der ihn, Friedl nämlich, nie so schlecht behandeln werde, wie der schändliche, hartherzige Balthasar, den sie von Grund ihrer Seele verabscheue. Dann sprachen sie auch von ihren Künsten, und Friedl, der vor dem Tanzen auf dem Seile doch ein wenig Angst hatte, beruhigte sich, als Fillide ihm die Versicherung gab, daß er das Alles schon lernen werde, wenn er sich nur Mühe geben wolle. Es sei gar so schwierig nicht,

und am Ende wolle sie ihm eben so treu beistehen, wie dieß früher sein guter Freund Gabriel gethan habe, der gewiß ein recht guter Junge sei, was Friedl natürlich aus voller, dankbarer Seele bestätigte.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen ging die Zeit hin, bis man die Stadt erreichte, wo Herr Bandelli für einige Zeit sein Zelt aufschlagen und Vorstellungen geben wollte. Die obrigkeitliche Erlaubniß wurde bereitwillig ertheilt, und nun ging es rasch an die übrigen Vorbereitungen, welche in einem einzigen Tage beendigt waren, so daß schon am nächsten Abende nach der Ankunft das Schauspiel eröffnet werden konnte. Der Zuschauerraum füllte sich, Fillide tanzte auf dem Seile und wurde mit Beifall überschüttet, und Friedl, um den sich die letzte Zeit über Niemand viel bekümmert hatte, saß still in einer Ecke, staunte Fillide an, und verzweifelte, jemals nur den zehnten Theil der Gewandtheit und Anmuth zu erlangen, welche seine liebe, kleine Fillide in jeder ihrer Bewegungen zeigte. Das machte ihn beinahe traurig, und Fillide gab sich heute vergebliche Mühe, ihn so munter und mittheilsam zu machen, als er die Tage vorher gewesen war.

„Friedl," sagte sie endlich und blickte ihn mit ihren großen, freundlichen, blauen Augen forschend an, „Friedl, dir ist etwas Unangenehmes begegnet! Was fehlt dir, ich will es wissen!"

Friedl seufzte, und nach einigem Sträuben beichtete er endlich. „Ich werde nie lernen, was du kannst," sagte er. „Dann wird Herr Bandelli unzufrieden werden, wird mich fortschicken, und ich werde dich nie wiedersehen."

„Ach, was für ein närrischer Junge bist du doch, Friedl," lachte Fillide. „Hören Sie nur, Herr Bandelli, warum er traurig ist! Er fürchtet, nichts lernen zu können, und doch hoff' ich, daß wir recht oft und viel mit einander tanzen werden!"

„Auch ich hoffe dieß," erwiederte Herr Bandelli und klopfte

mit gutmüthigem Lächeln Friedl auf die erröthende Wange. „Daß du Mißtrauen in dich selbst setzest, macht dir keine Schande, mein Sohn. Die allzu viel Vertrauen auf sich haben, lernen nicht selten am wenigsten. Habe nur Geduld! Mit Geduld und Ausdauer bei gutem Willen überwindet der Mensch viele Schwierigkeiten, und das Schwerste wird ihm zuletzt leicht. Wir werden ja sehen, werden sehen! Morgen wollen wir dich in die Schule nehmen, Friedl, und wenn Fillide sich deiner ein wenig annimmt, so wirst du bald Fortschritte machen."

Fillide versprach, ihren kleinen Schüler nicht vernachlässigen zu wollen, und gleich am anderen Morgen begann dann auch der Unterricht, bei welchem sich Friedl im Anfange freilich ein wenig unbeholfen zeigte, so daß Fillide manchmal über ihn lachen mußte. Aber bald zeigte sich, daß die frühere strenge Schule Balthasar's, die dem armen Friedl so manche Thräne ausgepreßt hatte, ihm jetzt doch sehr zu statten kam. Als Friedl einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte, machte er bald raschere Fortschritte, und Fillide's munteres Lachen verwandelte sich allmälig in Erstaunen und aufmunternde Lobsprüche. Ihr Lob spornte Friedl zu immer erneuten Anstrengungen an, und zu Herrn Bandelli's Ueberraschung war Friedl nach wenigen kurzen Wochen schon so heimisch auf dem straff gespannten Seile, als ob er seit Jahren darauf geübt worden wäre.

„Aber das ist ja herrlich," sagte Fillide eines Tages zu ihm, als er eben mit Leichtigkeit eine ziemlich schwierige Aufgabe gelöst hatte. „Jetzt werden wir Beide uns einen Tag einüben, und du wirst sehen, Friedl, daß wir Glück damit machen werden. Es soll dein erstes Austreten sein, und ich weiß, daß Herr Bandelli es gern gestatten wird."

„Wir wollen sehen," erwiederte dieser lächelnd. „Nur nicht zu rasch, Fillide! du weißt ja selbst, es ist ein Anderes,

in der Schule, als vor dem versammelten Publikum tanzen. Also sei nicht voreilig. Wir haben Zeit, und Friedl wird immer noch früh genug an die Reihe kommen."

Fillide wußte wohl, daß Herr Bandelli recht hatte, aber sie hatte sich's nun einmal in's Lockenköpfchen gesetzt, daß Friedl bald und mit Glanz auftreten sollte, und traf demgemäß ihre Anstalten. Mehrere Stunden täglich übte sie mit ihrem kleinen Freunde einen ganz neuen, überraschenden Tanz ein, und ruhte nicht, bis er jede Bewegung und jede Wendung ganz genau im Kopfe und in den Füßen hatte. Dann wiederholte sie die Uebungen auch beim Schimmer der Lampen, und endlich eilte sie freudestrahlend zu Herrn Bandelli, um ihm anzukündigen, daß er morgen das Auftreten Friedl's auf dem Zettel ankündigen könne.

Herr Bandelli schüttelte den Kopf. „Das muß ich doch erst selbst sehen," sagte er. „Dein Eifer reißt dich fort bis zur Verblendung, Fillide!"

„Sehen Sie!" erwiederte die Kleine stolz, und führte den Meister zu ihrem jungen Schüler. Zu seiner Verwunderung mußte Herr Bandelli sich überzeugen, daß Fillide nicht übertrieben, sondern die Wahrheit gesagt hatte, und die Zettel wurden gedruckt, wie sie es verlangte. Die Vorstellung fand statt, Friedl und Fillide erndeten einen Sturm des Beifalls, und strahlend vor Entzücken umarmte Fillide ihren kleinen Zögling, welcher nun mit einem Male ein sehr wichtiges Mitglied der Gesellschaft Herrn Bandelli's geworden war. So oft Fillide und Friedl auf dem Zettel standen, machte Herr Bandelli die glänzendsten Einnahmen, und selbst aus den benachbarten Städten und Ortschaften strömten Neugierige herbei, welche die zierliche Kühnheit und Gewandtheit der beiden kleinen Künstler sehen und bewundern wollten. Der Aufenthalt Herrn Bandelli's verlängerte sich von einem Tage zum anderen, und drei

volle Wochen mußte er länger in der Stadt bleiben, als er anfänglich gewollt hatte. Aehnliches wiederholte sich in anderen Städten, und überall wurden Friedl und Fillide sehr bald die bevorzugten Lieblinge des Publikums.

Dieß und die gute Behandlung von Seiten seines Herrn gefiel dem Knaben außerordentlich wohl, aber bald sollte doch auch er bemerken, daß selten ein Glück dem Menschen rein und ungetrübt zu Theil wird. Seine Leistungen fingen an, den Neid seiner Kameraden zu erregen, und besonders war es Peppi, welche den arglosen Friedl sehr bald mit mißgünstigen Augen betrachtete. Peppi war ein Jahr älter, als Fillide, und hatte, ehe Friedl kam, mit dieser die Tänze ausgeführt, bei welchen Friedl jetzt so großen Ruhm einärntete. Der Beifall, welchen dieser fand, erbitterte sie, und erregte ihren Haß in so hohem Grade, daß sie, was in ihren Kräften stand, versuchte, um Friedl von der Gesellschaft fortzubringen. Anfänglich wollte ihr jedoch keiner von ihren Anschlägen gelingen. Friedl wurde von Fillide und Herrn Bandelli geschützt, und die übrigen Mitglieder der Gesellschaft zeigten sich gleichgültig, weil sie nicht so unmittelbar wie Peppi durch die Leistungen Friedl's beeinträchtigt wurden. Aber Peppi's Neid und Verfolgung ermüdete nicht, und endlich brachte sie wirklich den größeren Theil der Gesellschaft auf ihre Seite. Der Neid gegen Friedl griff immer weiter um sich, und wurde mit jedem Tage allgemeiner, und zuletzt bildete sich eine allgemeine Verschwörung, deren Ziel auf den Sturz und die Entfernung Friedl's hinaus lief.

Friedl merkte davon nichts, denn er war zu arglos und unbefangen, und wunderte sich nur, daß die Leute nicht mehr so freundlich gegen ihn waren, wie zu Anfang. Fillide dagegen, seine treue Freundin, durchschaute wenigstens Peppi sehr bald, und warnte Friedl, vor ihr auf der Hut zu sein.

„Glaube mir,“ sagte sie zu ihm, „sie hat Böses gegen dich

im Sinne. Aber geh' ihr nur aus dem Wege, und sie soll dir gewiß nichts anhaben. Ich wache über dich."

„Aber was will Peppi von mir?" fragte er. „Ich habe ihr doch nie etwas zu Leide gethan!"

„Du bist geschickter als sie, und ein größerer Liebling des Publikums," antwortete Fillide.

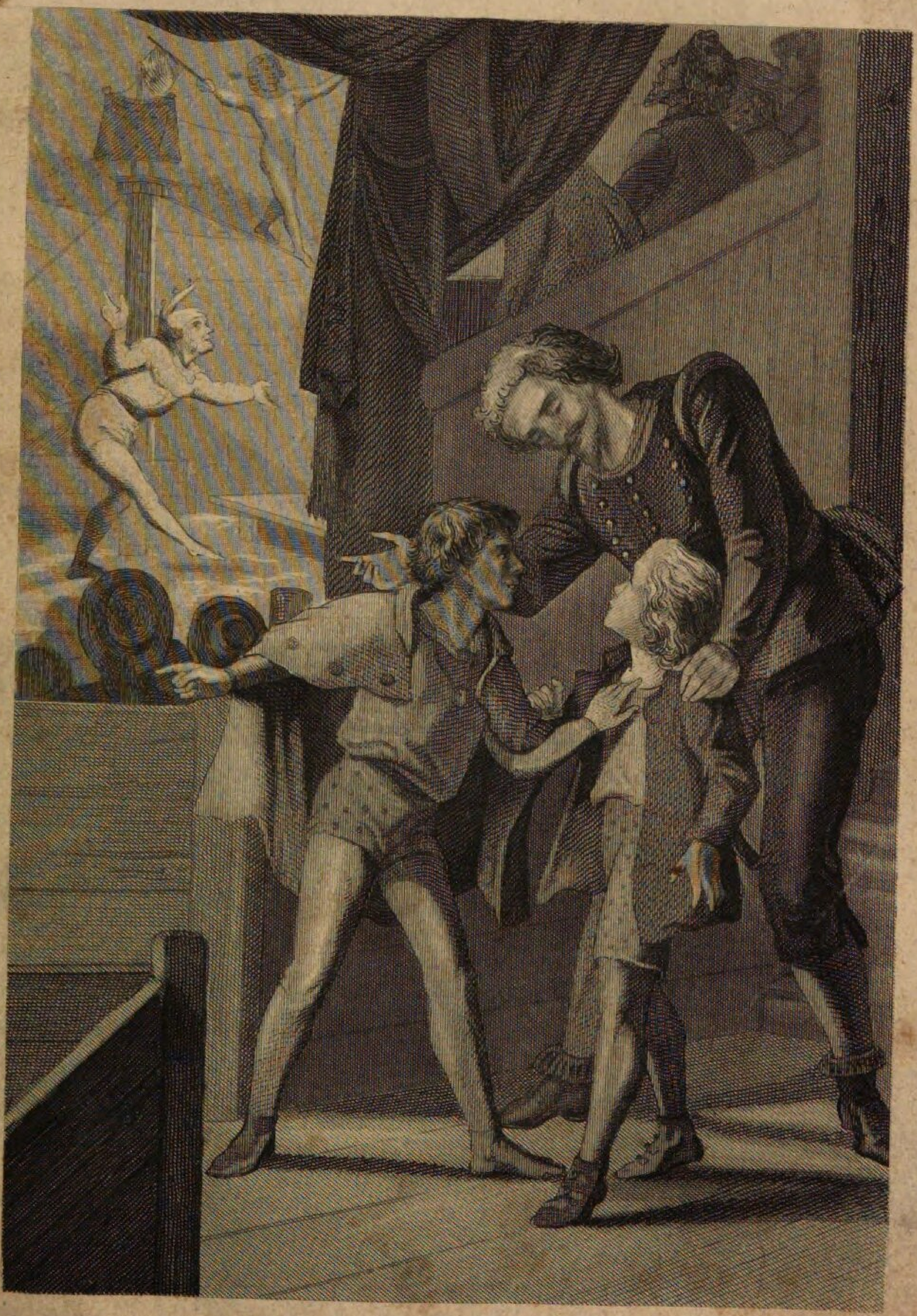
„Aber das bist du ja auch," meinte Friedl.

„Bei mir ist das etwas Anderes, Friedl! Ich bin mit den Seiltänzern aufgewachsen, wie die Anderen Alle, und obendrein betrachtet mich Herr Bandelli wie seine Tochter. Aber du, Friedl, du bist nur so hereingeschneit zwischen uns, und da meint Peppi, du habest gar kein Recht, ihre Leistungen zu übertreffen und dich beliebter als sie zu machen. Siehst du das nicht ein, Friedl?"

„Nein, das begreif' ich nicht," antwortete er und schüttelte den Kopf. „Ich thue ja nichts als meine Pflicht! Was kann ich dafür, daß Peppi nicht so schön tanzt, wie du, Fillide? Gewiß bist du auch im Irrthum, und sie denkt gar nicht daran, auf mich böse zu sein."

„Du sprichst wie ein Kind, wie ein wahres Kind, Friedl," sagte Fillide. „Aber gleichviel! Laß dich's nicht kümmern, ich werde die Augen schon offen halten."

Und Fillide hielt wirklich die Augen offen, und wachte über Friedl wie Argus. Keine List, kein Anschlag Peppi's entging ihrem Scharfblicke, und jeden Streich, der gegen Friedl geführt werden sollte, wußte sie mit Geschicklichkeit zu vereiteln, bis sie eines Tages durch einen unglücklichen Zufall eine ziemlich schwere Verletzung erhielt, die sie zwang, fast eine Woche hindurch das Bett zu hüten. Eine schlecht befestigte Lampe stürzte nämlich während einer Vorstellung aus ansehnlicher Höhe auf sie nieder, streifte ihre Schultern und übergoß sie mit siedendem Oele. Man mußte den Arzt rufen, und dieser fand ihre Verletzungen



so bedeutend, daß er augenblicklich die strengste Weisung gab, Fillide vor Verlauf von mehreren Tagen nicht wieder auftreten zu lassen. Fillide mußte sich seinem Ausspruche unterwerfen, und Peppi zeigte ein boshaftes, unglückdrohendes Lächeln, als ihr diese Nachricht mitgetheilt wurde.

„Jetzt ist's Zeit!" murmelte sie in sich hinein. „Nun werden wir bald seiner los und ledig werden!"

Fillide, die treue Seele, schien zu ahnen, daß irgend ein schlechter Streich gegen den nun schutzlosen Friedl ausgeführt werden solle, denn am andern Morgen in der Frühe ließ sie Herrn Bandelli zu sich rufen, und drang mit inständigster Bitte in ihn, bis zu ihrer Genesung keine Vorstellung zu geben.

„Aber das geht nicht, absolut nicht," erwiederte Herr Bandelli. „Zwei Vorstellungen sind bereits angekündigt, die Leute von entfernteren Orten verlassen sich darauf, sie kommen an, sie wollen sehen, und man kann sie nicht ohne gegründete Ursache wieder fortschicken. Du siehst das ein, mein Kind."

Fillide seufzte. „Wenn Sie nun meine Krankheit vorschützten, Herr Bandelli!"

„Geht nicht, Kind! Geht absolut nicht! Man darf die Leute nicht vor den Kopf stoßen, ohne an seinem guten Rufe einzubüßen."

„Nun gut, so versprechen Sie mir wenigstens eines: daß Sie Friedl nicht auftreten lassen wollen, bis ich wieder gänzlich hergestellt bin. Das m ü s s e n Sie mir versprechen, Herr Bandelli!"

„Geht ebenfalls nicht an, Kindchen! Was für thörichte Anforderungen du machst! Schlimm genug, daß ich dich vermissen muß! Wenn Friedl auch noch fehlte, was sollte dann aus der Einnahme werden? Ei, behüte, Fillide! Du mußt vernünftig sein, Kind."

Fillide bat, flehte, weinte sogar, aber Herr Bandelli blieb unerbittlich. „Was willst du nur?“ fragte er. „Du bist wohl gar eifersüchtig auf den Beifall, der dem Jungen auch ohne dich zu Theil werden wird, wie ich hoffe? Närrische Kleine!“

„Nein, ach nein,“ entgegnete Fillide mit Thränen in den Augen, „Niemand kann dem armen Friedl herzlicher alles Gute und Liebe gönnen, als ich! Aber Peppi! Ich sag's grade heraus, der traue ich nicht, und ich weiß, daß sie es böse mit Friedl meint.“

„Welche Thorheiten, Kind! Peppi denkt nicht an dergleichen! Ich habe sie eben erst ganz freundlich mit Friedl plaudern sehen! Und wenn auch! Was kann sie ihm anhaben? Bin ich nicht da? Und werde ich wohl müssig zusehen, wenn man dem Friedl Unrecht zufügen will? Nicht doch, Kind, du mußt verständig sein!“

Fillide faltete traurig ihre kleinen Hände. „Ich sehe schon, Sie glauben mir nicht, Herr Bandelli, und ich will nur wünschen, daß Sie es nicht bereuen müssen,“ sagte sie. „Versprechen Sie mir denn wenigstens, daß sie Friedl und Peppi nicht aus den Augen lassen wollen, und schicken Sie mir Friedl her, damit ich mit ihm reden und ihn warnen kann.“

Das versprach endlich der Direktor, und kaum war er fort, so kam Friedl auch richtig an. Fillide ermahnte ihn, doch ja recht auf seiner Hut zu sein, und wollte nichts davon hören, als Friedl ihr versicherte, daß Peppi gar nicht böse sei und ganz gewiß von ihr verkannt würde.

„Eine Schlange ist sie! Eine falsche, heuchlerische, tückische Schlange!“ entgegnete Fillide heftig. „Ich sage dir, Friedl, sieh' dich vor, oder wir erleben ein Unglück.“

Um seine kleine Freundin nicht noch heftiger aufzuregen, gab Friedl endlich nach und versicherte, in allen Stücken mit

der äußersten Vorsicht zu Werke gehen zu wollen. Nun erst beruhigte sich Fillide einigermaßen, und ließ Friedl in der Hoffnung von sich, daß er sowohl wie Herr Bandelli ihren Warnungen eingedenk bleiben würden. Aber hierin täuschte sie sich. Herr Bandelli hatte mehr zu thun, als den Aufpasser zu spielen, und Friedl hegte nicht den geringsten Argwohn gegen Peppi, die nie freundlicher und zuvorkommender gegen ihn gewesen war, als grade an diesem Tage.

So kam die Zeit allmählig heran, wo die Vorstellung beginnen sollte. Kurz ehe die Lampen im Zuschauerraume angezündet wurden, stahl sich leise und heimlich eine verhüllte Gestalt in den Saal, stieg mit leichten, geräuschlosen Schritten auf das bereits angespannte Seil in die Höhe, auf welchem Friedl heute ohne Fillide seine Sprünge machen sollte, verweilte hier einige kurze Augenblicke, und glitt dann eben so still und geräuschlos wieder herab und davon. Als der Lampenputzer kam und den Saal erhellte, fand er ihn völlig leer und anscheinend Alles in bester Ordnung.

Nicht lange, so drängten sich die Zuschauer herein, und bald war jede Bank so dicht besetzt, daß nirgends mehr ein leeres Plätzchen zu finden war. Die Musiker spielten auf, Bajazzo machte seine Sprünge, und endlich nahm die Vorstellung ihren eigentlichen Anfang. Friedl trat zuerst auf, um einen kunstvollen Tanz auf dem Seile zu zeigen. Leicht und gewandt klimmte er in die Höhe, ließ die Sohlen seiner mit bunten Flittern reich besetzten Stiefelchen mit Kreide bestreichen, und fing seine Kunststücke an. Aller Augen waren auf ihn geheftet, und alle Zuschauer bewunderten das reizende, sanfte Gesicht des schönen Knaben, der leicht und zierlich auf dem schwankenden, hohen Seile umher hüpfte, als plötzlich ein lauter, allgemeiner Aufschrei des Schreckens durch die weite Halle gellte. Bei einem seiner verwegensten Sprünge war Friedl ausgeglit-

ten und vom Seile gestürzt. Schon glaubte ein Jeder, er müsse im nächsten Augenblicke zerschmettert am Boden liegen — als Friedl mit großer Geistesgegenwart noch zu rechter Zeit im Fallen das Seil mit einer Hand ergriff, und sich gewandt wieder in die Höhe schwang. Aber seine rosigen Wangen waren plötzlich erbleicht, und anstatt den Tanz wieder zu beginnen, kehrte er verwirrt und zitternd an die Stelle zurück, wo das Seil an starke, hölzerne Säulen befestigt war.

„Was ist das, Friedl?" rief Herr Bandelli ihm zu. „Du wirst doch den Muth nicht verlieren? Schäme dich vor den zahlreichen Zuschauern! Ein kleiner Zufall darf dich nicht einschüchtern."

Friedl gab keine Antwort, sondern winkte nur Herrn Bandelli zu sich heran. „Sehen Sie hier," sagte er leise, indem er ihm die Hand, mit welcher er im Sturze das Seil gefangen, und den Fuß zeigte, der von dem Seile ausgeglitten war — „man hat das Seil mit Fett oder Oel bestrichen, und es ist also unmöglich, darauf zu tanzen."

Ein Ausruf der Entrüstung war Herrn Bandelli's Erwiederung, ein Ausruf, der aber auf der Stelle von einem gellenden Pfeifen übertönt wurde, welches jetzt an mehreren Stellen des Zuschauerraumes erschallte und dem armen Friedl das Mißfallen des Publikums ausdrücken sollte. Das Pfeifen dauerte fort, wurde stärker und allgemeiner, und selbst der Ruf: „Feigling! Weiter tanzen!" wurde vernehmbar. Der arme Friedl, der sich nicht zu helfen wußte, brach in Thränen aus.

Auf einmal aber stand Herr Bandelli an seiner Seite auf dem Seile, und bat durch Geberden um Gehör. Das Publikum verstand ihn, und der Sturm des Mißfallens legte sich. Mit wenigen Worten theilte er nun die Ursache mit, warum Friedl nicht weiter tanzen könne, und forderte einige Herren

auf, sich durch eigene Besichtigung des Seiles zu überzeugen, daß nicht etwa eine Täuschung des Publiukms beabsichtigt werde. Sieben oder acht Herren kamen sogleich herbei, man untersuchte das Seil, und Friedl war mit einem Male glänzend gerechtfertigt. Dagegen richtete sich der Sturm des allgemeinen Unwillens auf den Urheber der Schändlichkeit, die leicht dem armen Friedl hätte das Leben kosten können. Man verlangte mit Ungestüm eine Untersuchung, welche allerdings stattfand, aber natürlich fruchtlos blieb, da sich der Thäter klüglich hütete, sich selber zu verrathen, und die unterbrochene Vorstellung begann von Neuem. Friedl tanzte, wurde mit stürmischem Beifall überhäuft, und der Abend verging, ohne daß sich ein weiterer Unglücksfall ereignet hätte.

Als Fillide erfuhr, was sich zugetragen hatte, gerieth sie außer sich vor Schmerz, Zorn und Betrübniß, und behauptete gradezu, Niemand anders als Peppi habe den schlechten Streich begangen, um an Friedl ihre Bosheit auszulassen. Peppi wurde auch in's Verhör genommen, läugnete aber mit solcher Hartnäckigkeit und Entrüstung jede Schuld ab, daß selbst Fillide zuletzt wieder zweifelhaft wurde, und nicht wußte, was sie glauben sollte. Gleichwohl setzte sie es mit hartnäckigem Bitten dieses Mal durch, daß Friedl vor ihrer Genesung nicht wieder auftreten solle, und Herr Bandelli gab ihren Wünscheu um so leichter nach, als er selber den Verlust Friedl's sehr schmerzlich empfunden haben würde. Friedl bekam Ferien und durfte der kleinen Fillide Gesellschaft leisten, damit ihr die Zeit während ihrer Krankheit nicht zu lang werden möge.

Dieß waren schöne Tage für Friedl, denn er benutzte sie, sein liebes, kleines Buch wieder einmal zur Hand zu nehmen, und Filliden die schönen Geschichten daraus vorzulesen, die ihm schon früher so sehr gut gefallen hatten. Auch Fillide fand so großes Vergnügen daran, daß sie nicht müde wurde, Friedl zu-

zuhören, und wenn sie eine oder die andere Geschichte gelesen hatten, dann sprachen sie darüber und tauschten ihre Gedanken aus, wobei Friedl immer ein so frommes, gutes und zartes Gemüth zeigte, daß Fillide ihn mit jedem Tage noch lieber gewann.

„Du bist ein guter Junge," sagte sie, „und gewiß, der soll es mit mir zu schaffen bekommen, der dir wieder etwas zu Leide thut."

Die angenehmen, stillen Tage friedlicher Glückseligkeit gingen indeß rasch vorüber; Fillide genaß und konnte wieder ihre frühere Beschäftigung beginnen. Das Büchlein wurde bei Seite gelegt, und das alte Leben begann von Neuem, nur mit dem Unterschiede, daß Fillide noch strenger und sorgfältiger über Friedl wachte, als sonst. Da bemerkte sie nun wohl, daß nicht allein Peppi, sondern auch die meisten anderen Mitglieder der Gesellschaft ihrem lieben Friedl feindselig gesinnt waren, und öfter als einmal entdeckte sie Fallstricke, die man ihm in ähnlicher Weise legte, wie damals, wo sie nicht schützend und behütend an seiner Seite hatte stehen können. Zuletzt reichte auch ihre eigene Wachsamkeit nicht mehr aus, denn eines Tages stürzte Friedl wirklich vom Seile, weil eine boshafte Hand statt der Kreide, mit welcher beim Tanzen die Schuhsohlen bestrichen wurden, ein Stück Seifenstein hingelegt hatte, und der arme Friedl that einen so schweren Fall, daß er bewußtlos davon getragen werden mußte.. Herr Bandelli wüthete zwar über den Urheber dieser Bosheit, aber wer derselbe gewesen war, ließ sich nicht entdecken, so sorgfältig auch die Untersuchung geleitet wurde, und Fillide zitterte von jener Zeit an in bangen Besorgnissen, so oft Friedl nach seiner Herstellung das Seil wieder bestieg. Fast wünschte sie, daß Friedl ganz und gar die Gesellschaft verlassen möge, wo er auf jedem Schritt und Tritt von heimlichen Gefahren umringt war, und doch hatte sie ihn

auch wieder zu lieb, um sich von ihm zu trennen. Da aber trat ein Ereigniß ein, welches ihren schwankenden Entschluß befestigte.

Herr Bandelli gab die erste Vorstellung in einer Stadt, in welcher grade zu jener Zeit der Weihnachtsmarkt eine Menge von Menschen aus der Nähe und Ferne versammelt hatte. Friedl machte wie gewöhnlich seine zierlichen Sprünge auf dem Seile, und Fillide sah ihm aufmerksam zu, als sie zu ihrem Schrecken bemerkte, daß er plötzlich die Farbe wechselte, und für einen Augenblick sogar das Gleichgewicht verlor. Zwar faßte er sich auf der Stelle wieder, aber Fillide schwebte in gränzenloser Angst, bis endlich Friedl mit seiner Aufgabe fertig war, und unbeschädigt aber sichtlich verstört vom Seile wieder herunter sprang. Fillide drängte sich schnell zu ihm und zog ihn auf die Seite.

„Was ist dir begegnet, Friedl?" fragte sie hastig. „Hat Peppi wieder . . ?"

„Nein, nichts von ihr, Fillide!" entgegnete Friedl. „Etwas Anderes, was mir viel schrecklicher ist. Balthasar ist hier im Saale! Er hat mich gesehen, mir mit der Hand gedrohet, und nun bin ich verloren."

„Balthasar? Der Zigeuner?"

„Ja, Fillide, Balthasar, der Zigeuner, von dem ich dir erzählt habe. Der Schrecken lähmte mir fast die Glieder, und ich wäre bei einem Haare gefallen, als ich seine hohnlächelnde, triumphirende Miene und sein wildes, unheimliches Auge drohend auf mich geheftet sah. Er wird nicht ruhen, bis er mich in's Verderben gestürzt hat."

„Zeige mir den Mann!" sagte Fillide nach kurzem Besinnen.

Friedl führte sie an einen Ort, wo sie, ohne bemerkt zu werden, den ganzen Zuschauerraum überblicken konnten, und

deutete ihr hier die Stelle an, welche Balthasar, in der Hoffnung vielleicht, daß Friedl noch einmal auftreten werde, bis jetzt nicht verlassen hatte. Als Fillide ihn erblickte, schauderte sie unwillkührlich zusammen und wendete mit Abscheu ihr Auge ab.

„Ja, dieser Mensch ist wirklich schrecklich, Friedl," sagte sie. „Er hat die Stirn eines Tigers und den Blick einer Schlange. List und Grausamkeit sprechen aus seinen Zügen. Nimmermehr darf er dich in seine Gewalt bekommen."

„O, das fürcht' ich nicht," erwiederte Friedl, — „Herr Bandelli wird mich gewiß vor offener Gewalt schützen; aber die heimlichen Tücken, auf welche Balthasar sinnen wird, um mir Verderben zu bereiten — das ist's!"

„Du hast Recht, Friedl!" sagte Fillide mit überzeugter Miene. „Und weißt du, so schmerzlich es mir ist, und so sehr ich dich vermissen werde, mußt du dennoch fort, mußt verschwinden und irgendwo anders ein Unterkommen zu finden suchen."

„Aber wie, Fillide?" fragte der arme Knabe. „Wer wird sich meiner annehmen, wer mich schützen, wie Herr Bandelli?"

„Hat Herr Bandelli mit all' seiner Güte und Freundlichkeit für dich dir Schutz gegen die schändlichen Nachstellungen Peppi's gewähren können, deren Opfer du beinahe schon geworden wärest? Nein! Und wie könnte er dich in der Folge schützen und behüten, wenn deine Feinde, Peppi und ihre Verbündeten, jetzt auch noch Balthasar zum Genossen gewinnen? Nein, Friedl, du bedarfst eines höheren Schutzes, als Menschen ihn dir gewähren können, und diesen Schutz, den Schutz Gottes, der der Vater aller armen und verlassenen Waisen ist, wirst du überall finden. Hier bleiben, das hieße deinen Feinden in's Angesicht trotzen, und ihnen die beste Gelegenheit geben, ihre schlechten Pläne zu vollführen. Darum mußt du fort, Friedl, fort, wohin es auch sei, und selbst meine herzliche Liebe und Freundschaft soll dich nicht bei uns zurückhalten. Ich weiß

wohl, daß ich mich sehr unglücklich fühlen werde, wenn du uns verlassen hast, aber ich will lieber Thränen über deinen Abschied vergießen, als über noch etwas weit Schlimmeres, vielleicht gar deinen Tod."

„Aber wohin soll ich fliehen, Fillide? Wohin?" fragte Friedl rathlos.

„Darüber müssen wir nachdenken, Friedl, und Gott wird uns gewiß einen Fingerzeig geben," antwortete Fillide. „Vorläufig will ich mit Herrn Bandelli reden, daß du in den nächsten Tagen nicht aufzutreten brauchst, und dich von Allem zurückgezogen halten kannst. Später werden wir ja sehen. Eine Stimme in meinem Herzen sagt mir, daß Gott dir beistehen werde, Friedl. Also Muth! Welches Unglück kann dich treffen, wenn der Herr dein Schutz und Schild ist?"

Da die Vorstellung jetzt zu Ende ging, so trennten sich die beiden Kinder, und Fillide wußte es noch am nämlichen Abende einzurichten, daß Friedl in den nächsten Tagen nicht aufzutreten brauchte.

„Geh'," sagte sie zu ihm. „Laufe umher! Zerstreue dich, Friedl. Wer weiß, ob dir nicht im Freien irgend ein guter Einfall kommt. Immer in der Stube zu sitzen ist ohnehin nicht gut, und macht nur trübe Gedanken. Geh', Friedl! Dein böser Balthasar wird dich auch eher bei uns, als draußen suchen, und wenn du daher nicht zu Hause bist, gehst du ihm am sichersten aus dem Wege."

Friedl ging und suchte die freie Natur auf. Die Bewegung in der frischen Luft that ihm wohl und heiterte ihn wirklich auf. Ohne Schmerz dachte er an die Nothwendigkeit, die Seiltänzer-Gesellschaft verlassen zu müssen, und nur die Trennung von Fillide und von Herrn Bandelli bekümmerte ihn. Beide waren immer gut und freundlich gegen ihn gewesen, und Filliden liebte er wie eine Schwester. „Wenn sie mitginge,"

dachte er, „wollte ich ohne Kummer von allen Anderen scheiden, und getrost der Zukunft entgegen gehen. Aber so! Was soll aus mir armen Jungen werden?“

In solche Gedanken vertieft, kehrte er eines Tages von einem Spaziergange zurück, und nahm seinen Weg über den Marktplatz, wo er zu seinem Erstaunen eine große Bude von Brettern und Wagen aufgeschlagen sah. Am Eingange derselben hingen seltsame Bilder, auf denen allerlei wilde Thiere, Löwen, Tiger und Panther dargestellt waren, wie sie mit ihren Jungen spielten oder in grimmiger Wuth mit Riesenschlangen, mit Elephanten, Rinocerossen und anderen, ungeheuerlichen Geschöpfen kämpften. Daneben schaukelten sich prachtvoll gefiederte Papageien in gelben, messingenen Reifen, und Affen tanzten auf einem Seile umher, das zwischen zwei Pfählen über den Eingang der Bude ausgespannt war. Neugierig blieb Friedl stehen, und betrachtete die fremdartigen Thiere, deren Gleichen er noch nie in seinem Leben zu Gesicht bekommen hatte.

Während er noch dastand und voll Verwunderung staunte und starrte, trat ein riesengroßer Mann mit langem, schwarzem Barte und funkelnden, schwarzen Augen aus der Bude, und hatte kaum unseren Friedl gesehen, als er lächelnd auf ihn zutrat und ihm die Hand reichte.

„Bonjour, Monsieur Friedl!“ sagte er „Wollen Sie nicht näher treten, und unsere schönen, wilden Thiere beschauen? Ich werde sie Ihnen mit Vergnügen zeigen, obgleich für das Publikum erst morgen der Zutritt eröffnet wird.“

Friedl stutzte. Woher kannte ihn dieser fremde Mann, den er doch noch nie gesehen hatte? „Aber woher wissen Sie, wie ich heiße?“ fragte er verwundert.

„Warum sollte ich's nicht wissen?“ erwiederte der schwarze Riese lächelnd. „War ich doch neulich Abend bei Herrn Bandelli, und sah Monsieur Friedl auf dem Seile tanzen. Ein

so hübsches Gesicht, wie das Ihrige, vergißt man nicht so geschwind."

Friedl erröthete über die Schmeichelei des Mannes, und dieser lachte.

„Kommen Sie, kommen Sie nur," sagte er. „Sie fürchten sich doch nicht vor unseren Thieren? So wild, wie sie auf den Bildern da aussehen, sind sie in ihren Käfigen nicht, und überdieß hinter Schloß und Riegel eingesperrt. Kommen Sie nur, junges Herrchen."

Friedl griff in die Tasche und zog eine kleine Geldbörse hervor, die ihm Fillide eines Tages geschenkt hatte. Der Riese lachte wieder.

„Lassen Sie stecken, junger Herr," sagte er. „Wenn ich, Simson, der Löwenbändiger, Sie einführe, brauchen Sie kein Eintrittsgeld zu bezahlen. Ueberdieß — Sie gefallen mir, haben mir vom ersten Augenblick an gefallen, wo ich Sie sah, und wenn Sie Ihren Besuch wiederholen wollen, so kommen Sie ja recht oft und ohne alle Umstände. Nicht wahr, Madame Franchetti?"

Diese letzten Worte waren an eine ältliche Frau gerichtet, welche in einer Art Vorzimmer der Bude stand, das Simson jetzt mit seinem jungen Begleiter betrat.

„Monsieur Friedl!" fuhr Simson fort, indem er den Knaben seiner Gebieterin, der Besitzerin der großen Menagerie vorstellte. „Sie erinnern sich, Madame Franchetti."

„Allerdings, sehr wohl," sagte die Dame mit wohlwollendem Lächeln. „Sein Sie mir willkommen, mein lieber, junger Herr, und wenn Sie uns öfters besuchen, werden Sie mir viel Vergnügen machen."

„Da hören Sie's, Monsieur Friedl," sprach der Riese Simson. „Jetzt nur hier herein, ich muß sie auch mit meinem Lieblinge, meinem prächtigen Roland, bekannt machen."

Mit einem wunderlichen, aus Furcht, Neugierde und Grauen gemischten Gefühl betrat Friedl an der Hand seines neuen Freundes das geräumige Innere der Thierbude, in welcher auf beiden Seiten in langen Reihen Käfig an Käfig mit starken, eisernen Gittern standen, hinter denen die gewaltigen Raubthiere der fernen Wildnisse Asiens, Afrika's und Amerika's ihre mächtigen Glieder streckten. Seltsame und seltene Geschöpfe mancher Art füllten den Raum. Rhinoceros und Elephant, der wilde Büffel der Prairien, und die flinke, zierliche Antilope der Wüste, das bunt gestreifte Zebra und das langbehaarte Lama der Anden, Affen aus allen Welttheilen und prachtvolle, große Vögel mit goldig und blau schimmerndem Gefieder, bunt gefleckte und geringelte Schlangen von riesiger Größe, scheußliche Krokodile und Kaiman's vom Nil und Ganges, grimmige Bären vom Nordpole und aus den Waldgebirgen Amerika's, und noch andere fremdartige Thiere mannichfacher Art begegneten Friedl's verwunderten Blicken, und machten ihn bald staunen, bald schaudern. Von unwillkührlicher Furcht ergriffen, schmiegte er sich dicht an Simson's Seite und umklammerte seinen starken Arm, als ob er bei ihm Schutz gegen die furchtbaren Zähne und Krallen der reißenden, wilden Geschöpfe suchen wolle. Simson schien sich höchlich über seine Furcht zu ergötzen und lachte laut, als Friedl erschreckt zusammenfuhr, weil mit einem Male die tiefe, gewaltige Stimme eines mächtigen Löwen dröhnend die Luft erschütterte.

„Fürchte nichts, fürchte nichts, Knabe," sagte er dann begütigend, „es ist ja nur Roland, mein alter Roland, der seinen Freund begrüßt. Da sieh', da steht er, und preßt sein treues, ehrliches Gesicht gegen die Eisenstangen. Komm nur ganz nahe heran, er thut dir nichts, wenn ich dabei bin."

Friedl fühlte schon keine Furcht mehr, sondern nur Staunen und Bewunderung, mit welcher der majestätische Anblick

des Königs der Thiere ihn erfüllte. Der breite, gewaltige Kopf mit den blitzenden, und in diesem Augenblicke doch sanften Augen, die dunkelbraune, wallende Mähne, die von seinem gewaltigen Nacken niederrollte, die breiten, mächtigen Tatzen, mit denen er die Stangen seines Kerkers erschütterte, als Simson ihm näher trat, flößten ihm fast ein Gefühl der Ehrfurcht ein, und er wich nicht zurück, als Simson jetzt ganz dicht an das eiserne Gitter des Löwen trat.

„He, Roland, alter Kerl, freuest du dich, daß ich dich besuche?" sagte er mit zärtlicher und liebkosender Stimme. „Reiche mir die Hand heraus, alter Bursche! So, so! Brav, mein Roland! Sehr brav, mein edles Thier!"

Mit Ueberraschung sah Friedl, wie der gewaltige Löwe in der That seine breite Tatze aus dem Eisengitter vorstreckte, und wie Simson sie dreist ergriff und liebkosend streichelte. Der Löwe schien dabei großes Behagen zu empfinden. Er drückte seinen mächtigen Kopf zärtlich an die Stangen, leckte mit der rothen, stachligen Zunge, und stieß gedämpfte Töne der Freude aus, die sein Wohlgefallen an dem Schmeicheln des Wärters ausdrücken sollten.

„Herrliches Geschöpf!" sagte Friedl, erfüllt von Staunen und Bewunderung.

„Hast du gehört, Roland?" fiel Simson erfreut ein. „Ein herrliches Geschöpf wärest du! Und wahrhaftig, ein edles, prachtvolles Bild der Kraft und Schönheit bist du in der That! Da schau dir meinen kleinen Freund an! Er liebt dich und bewundert dich schon, obgleich er dich zum ersten Mal im Leben gesehen hat. Ist er nicht ein schmucker Bursche, Roland? He?"

Simson wendete sich bei diesen Worten zu Friedl, und streichelte dabei mit seiner großen, muskelstarken Hand sanft über seine glänzenden Locken. Der Löwe drehte den Kopf sogleich zu ihm, und richtete seine großen, funkelnden Augen mit sicht-

barer, gespannter Aufmerksamkeit auf den Knaben, welcher den Blick furchtlos aushielt und bewundernd erwiederte. Plötzlich zog der Löwe seine Tatze aus Simson's Hand, schritt zwei oder drei Mal mit ernster Miene in seinem Käfig auf und ab, wendete sich dann wieder nach dem Gitter, warf einen zweiten, funkelnden Gluthblick auf das zarte, schöne Gesicht Friedl's, und, zum höchsten Erstaunen Simson's, streckte er dann wieder seine Tatze durch das Gitter, hielt sie aber nicht seinem bisherigen Wärter, sondern dem Knaben hin, der über diese unerwartete Zutraulichkeit weniger erschrak als erfreut war. Dreist ergriff er die Tatze mit seinen zarten Händen, und streichelte sie mit einer so sorglosen Unbefangenheit, als ob er nicht die entfernteste Ahnung davon hätte, daß Ein Griff dieser furchtbaren Pranke seine Hand zermalmen, Ein Schlag derselben ihn niederschmettern könne. In der That kannte er auch die ungeheure Kraft des Löwen nicht, und diese Unkenntniß verlieh ihm den Muth, welcher selbst Simson's Wange erbleichen machte. Der Löwe kümmerte sich indeß gar nicht mehr um Simson. Wie vorhin preßte er seinen Kopf gegen das Gitter, schnurrte zärtlich, leckte mit der Zunge, und schaute Friedl mit unverkennbarem Ausdrucke von Liebe und Zärtlichkeit an.

„Aber dieß ist ein Wunder!“ rief Simson mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens aus. „Madame Franchetti, kommen Sie schnell! Ein Wunder, wie noch nie eins dagewesen ist. Roland hat Freundschaft mit diesem Kinde geschlossen! Roland, dem sonst Niemand außer mir zu nahe kommen durfte! Ein Wunder, ein großes Wunder, Madame Franchetti!“

Auf den Ruf Simson's eilte die Besitzerin der Menagerie hurtig herbei, und sah, mit nicht geringerem Erstaunen als Simson, die unerhörte Vertraulichkeit des Knaben mit dem Löwen. Roland gab alle möglichen Zeichen der Liebe und Zärt-

lichkeit, und Friedl wich nicht nur nicht vor ihm zurück, sondern er steckte, ehe es Simson verhindern konnte, Hand und Arm sogar durch die Eisenstangen in den Käfig des Löwen hinein, und streichelte dreist die dichte Mähne Rolands, welcher geduldig und sichtlich erfreut die Liebkosung des Knaben geschehen ließ. Er schnurrte und knurrte vor Vergnügen, legte sich breit quer vor die Eisenstangen, und streckte seine gewaltigen Glieder mit einem Behagen, welches Madame Franchetti und Simson gradezu vor Erstaunen erstarren machte.

„Aber bei Gott, jetzt ist's genug!“ rief Simson endlich, als Friedl den Löwen freundlich mit der Hand auf den Rücken klopfte. „Zieh' deinen Arm zurück, mein Sohn, und danke Gott, daß du Roland in so guter Laune getroffen hast. Ich selbst darf nicht mehr wagen, als du so tollkühn gethan. Zurück den Arm! Jetzt kannst du es ohne Gefahr; im nächsten Augenblick vielleicht richtet sich Roland mit seiner gewöhnlichen Wildheit wieder auf und zerfleischt dich! Zurück, befehl' ich dir!“

Aber das edle, kluge Geschöpf thut mir ja nichts, Herr Simson,“ entgegnete Friedl unbefangen. „Sie sehen ja, Roland freut sich über mein Streicheln!“

„Freilich sah ich's, obgleich ich kaum meinen Augen zu trauen wage,“ entgegnete Simson. „Aber gleichwohl, nicht immer ist das Ende so gut, wie der Anfang verspricht. Zurück, mein Kind!“

Als Friedl, dem der vertrauliche Verkehr mit dem Löwen, dessen Kraft und unbändige Wildheit er nicht entfernt ahnte, in der That Vergnügen machte, noch länger zögerte, so schritt Simson entschieden ein, und zog ihn mit Gewalt von dem Käfige zurück. Kaum sah dieß der Löwe, als er mit furchtbarem Donnergebrüll aufsprang, flammende Blicke des Grimmes gegen Simson schleuderte, sich auf den Hinterbeinen in die

Höhe richtete, und mit den Vorderpranken die starken Eisenstäbe seines Käfigs umklammerte und wüthend schüttelte.

„Da haben wir's!" sagte Simson. „Die gute Laune ist vorüber, und wenn ich dich nicht fortzog, Monsieur Friedl, so lägest du jetzt vielleicht zerrissen vor unseren Füßen. Ach, ich kenne Roland!"

„Nein, Herr, nein!" entgegnete Friedl rasch. „Wenn Sie mich nicht mit Gewalt vom Löwen entfernt hätten, so würde er gar nicht zornig geworden sein. Nicht wahr, Roland, nicht wahr, mein edles Thier?"

Kaum vernahm der Löwe die schmeichelnde Stimme des Knaben, so legte sich augenblicklich sein Grimm, er ließ die Eisenstangen los, kauerte sich wieder auf den Boden seines Käfigs nieder, und streckte wie vorhin seine Tatze durch das Gitter. Friedl klopfte und streichelte sie mit einigen zärtlichen Worten, und der funkelnde Zorn in den Augen des Löwen verwandelte sich von Neuem in den unverkennbaren Ausdruck der Zufriedenheit und Zärtlichkeit.

Simson und Madame Franchetti wechselten Blicke der höchsten Verwunderung.

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!" sagte der Riese endlich. „Der Knabe muß einen Zauber bei sich haben! Sag' mir, mein Sohn, wie gelang es dir, den Löwen, diesen Löwen zu zähmen, der der ungeberdigste und unbändigste ist, welchem ich jemals Futter vorgeworfen habe?"

„Was weiß ich?" erwiederte Friedl. „Er sieht vielleicht, daß ich ihn lieb gewonnen habe, und da vergilt er mir Gleiches mit Gleichem!"

„Ja, beim Himmel, das könnte möglich sein!" sagte Simson. „Andere Leute haben nur immer Furcht vor ihm empfunden, und du zeigst ihm nichts als Bewunderung, Wohlgefallen



und Zärtlichkeit. Ah, Roland ist ein kluges Geschöpf! Er kennt seine Freunde! Man muß ihn wirklich lieb gewinnen!"

Ohne weitere Sorge um den Knaben, der sich offenbar im besten Einverständniß mit dem Löwen befand, trat Simson mit Madame Franchetti auf die Seite, und führte mit ihr ein zwar leises und flüsterndes, aber jedenfalls ein sehr angelegentliches Gespräch. Friedl spielte indeß noch ein Weilchen mit dem Löwen, streichelte ihm Rücken und Mähne, kraute ihm sogar furchtlos die Stirn, und verließ ihn dann, um auch die anderen merkwürdigen Thiere der Menagerie in Augenschein zu nehmen. Kaum bemerkte indeß der Löwe seine Absicht, als er wie vorhin hurtig in die Höhe sprang, die Eisenstangen des Käfigs umklammerte und ein lautes Gebrüll ausstieß. Aber sein vorhin so wildes und furchtbares Brüllen erklang jetzt mehr traurig und klagend, als zornig, und auch die Eisenstangen erzitterten nicht unter dem markigen Griffe der breiten, kräftigen Tatzen. Der Löwe wüthete keineswegs, er trauerte nur, daß sein kleiner Freund sich von ihm entfernte.

„Da sehen Sie, Madame Franchetti," sagte Simson und deutete auf den Löwen. „Roland ist ganz verwandelt! Wie verhext und verzaubert ist er!"

„Gleichviel," erwiederte Madame Franchetti. „Was ist zu machen? Er wird sich nimmermehr dazu hergeben, in eine Thierbude einzutreten. Pah! Friedl! Der beste Seiltänzer der Bandelli'schen Gesellschaft. Es wäre närrisch, so etwas zu glauben!"

„Ja, Madame, da haben Sie recht," entgegnete Simson nach kurzem Bedenken. „Es wäre in der That närrisch! Denn was könnten wir ihm zum Ersatz anbieten? Nun, geben wir's auf! Roland muß sich wieder ohne ihn behelfen lernen."

Friedl war bei seiner Wanderung durch die Thierbude in die Nähe der beiden Sprechenden gekommen und hatte offenbar

den letzten Theil ihrer Unterredung gehört. Ein Gedanke schoß ihm blitzschnell durch den Kopf. In der Thierbude suchte ihn Balthasar sicher nicht. Wie, wenn er sich von Madame Franchetti zum Löwenwärter anwerben ließ? Offenbar ging aus ihrem Gespräche mit Simson hervor, daß er schwerlich zurückgewiesen werden würde, wenn er seine Dienste anbot. So wendete er sich denn plötzlich zu Simson und fragte gradezu: „Was meinen Sie, das närrisch wäre, Simson?“

Der Riese blickte Friedl groß an. „Ei, zu glauben, daß Sie Ihr Tanzen aufgeben würden, um zu uns zu kommen,“ erwiederte er halb verlegen.

„Und warum sollte das so närrisch sein?“ warf Friedl leicht hin. „Ich weiß nicht — Roland gefällt mir — ich hätte fast Lust . . .!“

Simson's Auge strahlte. „Wär's möglich?“ rief er erstaunt und freudig überrascht aus. „Hören Sie doch, Madame Franchetti! Herr Friedl hätte fast Lust, wie er sagt! Sagten Sie nicht so, Herr Friedl?“

„Nun ja doch! Es käme auf die Bedingungen an! Ich verlange nicht viel, indeß . . .“ Friedl zuckte die Achseln.

„Natürlich!“ sagte Simson. „Umsonst kann man nicht arbeiten. Was meinen Sie, Madame Franchetti?“

„Ei nun,“ sprach Madame, „wenn Herr Friedl bei uns eintreten will, so bin ich gern bereit, ihm einen Theil der Einnahme abzutreten.

Sie nannte hierauf eine Summe, die sie ihm monatlich bezahlen wollte, über deren Größe Friedl so erstaunte, daß er darüber beinahe zu antworten vergaß. Schon wollte er einschlagen, als ihm noch zu rechter Zeit Fillide einfiel, deren Ansicht doch jedenfalls auch erst gehört werden mußte. Anstatt also auf der Stelle anzunehmen, bat er sich erst Bedenkzeit aus, und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen. Hierauf

nahm er Abschied und verließ die Bude. Der Löwe brüllte kläglich hinter ihm drein, und Simson folgte ihm bis auf die Straße.

„Hören Sie, Herr Friedl," sagte er. „Hören Sie, wie Roland sich nach Ihnen sehnt! Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie zu uns kämen, und Sie würden unter allen Umständen einen treuen Freund in mir finden! Ueberlegen Sie die Sache, Herr Friedl. Gewiß, ich hoffe, Sie werden's nichts bereuen, wenn Sie zu uns kommen!"

Friedl antwortete nicht, sondern drückte Simson nur die Hand und ging davon. Als er in die Nähe seiner Wohnung gelangte, sah er Balthasar, seinen alten Feind, um dieselbe herum schleichen, und von Neuem ergriff ihn die Furcht, die dieser Mann ihm von Anfang an einzuflößen gewußt hatte. Hurtig schlüpfte er durch die Thür und suchte Fillide, welche er glücklicherweise allein traf. Mit raschen Worten erzählte er ihr sein Abenteuer und theilte ihr die Aussicht mit, die sich ihm eröffnet hatte, in der Thierbude ein Unterkommen zu finden. Fillide hörte ihm mit ernstem Gesicht zu.

„Friedl," sagte sie dann, „unter anderen Umständen würde ich es nimmermehr zugegeben haben, daß du eine Stelle dieser Art annehmen dürftest. Aber hier scheint wirklich Gottes Finger dich geleitet zu haben, und am Ende ist es besser, du bleibst im Verborgenen, als daß du in die Gewalt böser Menschen fällst. Während du fort warest, Friedl, habe ich eine Entdeckung gemacht, die mich mehr als je für dich zittern läßt. Balthasar uud Peppi sind bereits Verbündete gegen dich. Noch vor einer Stunde sah ich sie in eifrigem, heimlichem Gespräch, und schlich näher, um zu lauschen. Ich hörte nur wenig von dem, was sie sprachen, aber so viel hörte ich doch, daß Peppi versprach, Alles aufzubieten, dich in Balthasar's Gewalt zu bringen. Auf welche Weise dieß geschehen solle, vermochte ich

nicht in Erfahrung zu bringen, indeß, den Bösen fehlt es nie an Listen und Ränken, ihre schlimmen Absichten zu erreichen. Ich zittere für dich, Friedl! Und darum gebe ich dir den Rath: fliehe, so lang es noch Zeit ist."

„Nun denn," antwortete Friedl, „so bin ich entschlossen, mit Madame Franchetti zu gehen, und will nur wünschen, daß mich Balthasar nicht auch dort ausfindig macht."

„Ah, dafür muß gesorgt werden," sagte Fillide. „In dieser Stadt darfst du natürlich nicht bleiben, Friedl! Du mußt fort, mußt einen anderen Namen annehmen, und Niemand außer mir darf erfahren, wohin du gegangen bist. Laß mich machen, Friedl! Ich werde dich morgen zu Madame Franchetti begleiten und die Bedingungen stellen, daß dein Eintritt bei ihr tiefstes Geheimniß bleibt, und du ohne Zögern in die Stadt vorausgeschickt wirst, wo sie nach der Abreise von hier zunächst ihre Vorstellungen geben will. Nur dann sind wir sicher, daß Balthasar deine Spur verliert."

„Sei es so!" sagte Friedl, ganz einverstanden mit diesen Ansichten Fillide's, und begab sich am nächsten Morgen mit ihr zu Madame Franchetti. Fillide stellte ihre Bedingungen, und sie wurden angenommen. Noch am nämlichen Tage verließ Friedl die Stadt mit dem Postwagen, nachdem er von Fillide den zärtlichsten Abschied genommen hatte. Die Trennung von der treuen, kleinen Freundin schmerzte ihn tief, und nur mit Thränen konnte er sich von ihr losreißen. Auch Fillide weinte, aber sie vertröstete Friedl auf die Zukunft.

„Sei ruhig, Friedl," sagte sie. „Ich bin überzeugt, daß wir uns eines Tages glücklicher als jetzt wiedersehen werden. Gott hat Alles so gefügt, wie es gekommen ist, und er hat gewiß seine väterlichen Absichten dabei! Vertraue auf Ihn, Friedl! Er möge dich schützen und behüten!"

Dieß waren die letzten Worte, die sie zu ihm sprach, und Friedl behielt sie im Gedächtniß. Sie klangen ihm fast wie eine Prophezeihung, deren Erfüllung ihm Glück und ungestörten Frieden verhieß.

Fünftes Kapitel.

Der Löwenwärter.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen, die unserem Friedl ziemlich langweilig vorgekommen waren, trafen endlich Madame Franchetti und Simson mit der großen Menagerie in der Stadt ein, in welcher Friedl ihre Ankunft erwartet hatte. Simson suchte ihn sogleich auf und brachte ihm ein Briefchen von Fillide mit, welches manche interessante Nachricht für ihn enthielt. Sie schrieb, daß Herr Bandelli, von welchem Friedl auf den Rath seiner Freundin keinen Abschied genommen hatte, mit Allem, was er gethan, ganz zufrieden sei, besonders, da sich unwiderlegliche Beweise vorgefunden hatten, daß Friedl wirklich, wie Fillide es gefürchtet, durch heimliche Hinterlist in Balthasar's Hände hatte gespielt werden sollen. Der Plan, den die Verbündeten zur Erreichung dieses Zweckes zu befolgen gedacht, war ganz einfach der, daß Friedl durch einen Schlaftrunk besinnungslos gemacht, und dann während der Nacht von Balthasar aus seiner Kammer hatte entführt werden sollen. Nur durch seine schleunige Flucht war er diesem Schicksale entgangen, und Fillide sprach die Hoffnung aus, daß er nun unter anderem

Namen und anderen Verhältnissen auf immer aus dem Angesichte Balthasar's verschwunden sein würde. Zuletzt warnte sie ihn, ihr zu schreiben, denn da Peppi den Verdacht hege, daß sie den Aufenthalts- und Zufluchtsort Friedl's kenne, so werde sie mit wachsamen und mißtrauischen Augen von ihr beobachtet, und es müsse also jede Gelegenheit vermieden werden, welche Balthasar von Neuem auf die Spur Friedl's bringen könne. Auf Madame Franchetti habe übrigens Niemand Verdacht, da man auf den glücklichen Gedanken gekommen sei, Friedl zu rechter Zeit vorauszuschicken. Balthasar sei vielmehr der Ansicht, daß Friedl nach dem Dorfe geflohen sei, wo die alte Esther gestorben wäre, und er habe seinen Vorsatz zu erkennen gegeben, den Flüchtling dort aufzusuchen. Vor der Hand sei also eine Entdeckung auf keine Weise zu befürchten.

Alle diese Nachrichten lauteten so günstig, daß Friedl mehr als je mit den gethanen Schritten zufrieden war und sich bereit zeigte, Simson unverzüglich nach der Thierbude zu begleiten. Er packte seine geringen Habseligkeiten, unter denen das kleine Buch mit den hübschen Geschichten und das Hemdchen, welches ihm die Großmutter sterbend übergeben hatte, seine kostbarsten Schätze waren, in ein kleines Bündelchen zusammen, und folgte Simson, um seinen neuen Dienst anzutreten.

„Ich bin neugierig, wie Roland sich benehmen wird, wenn er dich wieder sieht, Friedl," sagte Simson, als Beide sich der Thierbude näherten. „Seitdem du fort bist, scheint es fast, als ob der Löwe melancholisch geworden wäre. Grollend und mißmuthig liegt er in seinem Käfige, und selbst ich kann ihm kaum einen gnädigen Blick abgewinnen. Wenn das nicht anders wird, nun du kommst, so fürcht' ich, daß er nicht vier Wochen mehr am Leben bleibt. Du bist meine letzte Hoffnung, Friedl!"

„Hoffen wir das Beste," entgegnete dieser. „Ich für mein Theil denke, daß wir, Roland und ich, bald wieder gute Freunde

sein werden. Aber nun noch eins, Simson, nenne mich künftig nicht Friedl, sondern Paul. Der alte Friedl muß für immer begraben sein, ich habe meine Gründe dafür."

„Ja, ja, ganz recht, ich weiß es schon," entgegnete Simson. „Die kleine Fillide hat mich bereits unterrichtet. Aber wer kann an Alles denken, wenn mein armer Roland krank ist. Der Himmel gebe, daß deine Ankunft ihn wieder gesund macht, denn wenn er sterben sollte, so würden wir mit ihm die beste Zierde der ganzen Menagerie verlieren."

„Ich wiederhole, hoffen wir das Beste, Simson!" sagte Friedl — den wir, beiläufig bemerkt, auch in den folgenden Blättern unseren freundlichen Lesern mit diesem Namen bezeichnen werden, obgleich er vorläufig für die anderen Leute Paul heißt, — „hoffen wir das Beste, Simson! Aber da sind wir ja schon, und hier ist ja auch Madame Franchetti!"

Friedl wurde von letzterer herzlich willkommen geheißen, aber Simson machte der Unterhaltung ein baldiges Ende, indem er darauf drang, daß Friedl vor Allem den kranken Löwen besuchen solle. Auch Madame Franchetti schien dieß mit fast ängstlicher Lebhaftigkeit zu wünschen, und zuversichtlich trat endlich Friedl in das Innere der Thierbude ein. Noch waren, wie ein Blick ihm zeigte, die meisten Käfige verschlossen, und nur von dem Gitter Rolands hatte man die Umhüllung entfernt. Der Löwe lag träge und mißmuthig ausgestreckt auf dem Boden, sein mächtiger Kopf mit geschlossenen Augen ruhte auf den breiten Vorder-Pranken, und er achtete es nicht der Mühe werth, sich nach den Eintretenden umzuschauen und ihnen einen Blick zuzuwerfen. Friedl schritt lächelnd auf ihn zu, und trat dicht an den Käfig.

„Roland," sagte er mit sanfter, schmeichelnder Stimme, „Roland, alter Freund, kennst du mich nicht mehr?"

Kaum vernahm der Löwe diese Worte, so erhob er den

Kopf, schaute Friedl mit einem freudefunkelnden Blicke aus flammenden Augen an, sprang plötzlich mit Einem Satze in die Höhe, drängte sich gegen die Eisenstangen seines Gitters, und stieß ein Gebrüll aus, dessen tiefer Donner weithin die Lüfte erbeben machte.

„Ah, Roland, so erkennst du mich also wieder, alter Bursche!" fuhr Friedl fort, und streckte dreist seinen Arm durch das Gitter. „Komm' näher, guter Freund! Komm' und laß dich streicheln! So, so! Siehst du, nun werden wir noch lange bei einander bleiben und uns für's erste nicht wieder trennen! Ruhig, Roland! Ruhig! Sei nicht närrisch, alter Kerl!"

Wunderbar war es zu sehen, wie der gewaltige Löwe gleich einem Hündchen auf die sanften Töne des furchtlosen Knaben hörte. Nachdem er in wilden Sprüngen und Sätzen und tobendem Gebrüll seiner Freude Luft gemacht hatte, schmiegte er sich in schmeichelndem Gehorsam an das Gitter nieder, streckte seine Tatzen heraus, betrachtete Friedl mit zärtlichen Blicken, und krümmte sich vor Vergnügen, als der Knabe ihn wie früher am Kopfe kraute, seine dichte Mähne zauste und ihn freundlich auf den Rücken klopfte. Simson lachte und jubelte laut vor Freuden bei diesem Anblicke.

„Jetzt ist Alles gut!" rief er aus. „Roland war also nur krank aus Sehnsucht nach seinem Freunde, und nun dieser da ist, wird er bald wieder munter werden. Warte, warte, alter Kerl! Das saftigste Stück Fleisch sollst du zu fressen bekommen, was in unserem Vorrathe aufzutreiben ist."

Hurtig eilte er davon, und kehrte bald darauf mit einem Stück Rindskeule zurück, das er lächelnd dem Löwen zeigte und dann durch das Gitter zwängte. Roland aber, anstatt mit Gier darüber herzufallen, wie Simson zuversichtlich gehofft hatte, schob das Fleisch mit Verachtung zur Seite, und ließ sich in seinem Spiele mit Friedl nicht einen Augenblick stören.

„Himmel und Erde!“ schrie Simson laut auf, und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen — „nun bleibt mir der Verstand still stehen! Roland, der seit vierzehn Tagen gehungert und seine Ration kaum angerührt hat, Roland, der ganz mager und abgezehrt ist, Roland, der einen Hunger empfinden muß, wie ihn kaum ein gieriger Wolf nach vierzehntägigem Fasten empfinden kann, Roland frißt nicht — frißt nicht vor Freuden über das Wiedersehen des Knaben! Dieß ist in der That unerhört! Friedl — ich wollte sagen Paul — reiche du ihm das Fleisch! Ich muß doch sehen, ob er's aus deiner Hand nimmt!“

„Und warum sollte er nicht?“ erwiederte Friedl lächelnd, indem er die Rindskeule ergriff. „Hier, mein alter Roland, hier friß! Du hast es nöthig, wenn du deine frühere, stattliche Gestalt wieder bekommen willst! Da, friß, Alter!

Jetzt erst ließ der Löwe von Friedl ab, und warf sich auf das Fleisch. Der Knochen knirrschte und splitterte unter seinen furchtbaren Zähnen, aber während er das Fleisch verschlang, verwendete er kein Auge von Friedl, den er mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit bewachte. Als Friedl auf Simson's Ersuchen eine Bewegung machte, als ob er sich aus der Nähe des Käfigs entfernen wolle, ließ der Löwe augenblicklich seine Mahlzeit liegen, sprang in die Höhe und gab seine Betrübniß durch ein klägliches Brüllen zu erkennen. Friedl wendete sich wieder zu ihm, und er kehrte sofort besänftigt und zufrieden gestellt zu seiner Mahlzeit zurück.

„Unerhört! Unerhört!“ preßte Simson mühsam hervor, denn Erstaunen und Verwunderung erstickten ihn fast. „Das ist wirklich das Aeußerste, was meine Augen je gesehen haben! Nimm ihn hin, den Roland, Knabe! Dir gönne ich ihn, dir allein, denn ohnehin sind wir Beiden, er und ich, doch so wie so mit einander fertig. Ich glaube bei Gott, du kannst dreist zu

ihm in den Käfig gehen, etwas, was ich selber nie gewagt habe, und er rührt dich so wenig an, als ob er die zahmste Katze wäre."

„Was ist da zu wagen?" entgegnete Friedl lächelnd. „Du siehst ja, Simson, daß der Löwe und ich gute Freunde sind, und gute Freunde pflegen einander nichts zu Leide zu thun. Auf der Stelle will ich zu ihm in den Käfig gehen."

„Bist du verrückt, Knabe?" schrie der Riese, und jede Spur von Röthe wich von seiner erbleichenden Wange. „Glaubst du denn, ich hätte im Ernst gesprochen? Keinen Schritt weiter, sag' ich!"

„Pah!" entgegnete Friedl — „irgend einmal wird es doch geschehen müssen, und so mag es denn gleich sein."

Keck stieg er die Holzstufen zu der Thür des Käfigs hinauf, und wollte eben den Riegel zurückschieben, um die Thür zu öffnen, als Simson, der bisher wie erstarrt dagestanden hatte, sich auf ihn stürzte und von der Treppe zurück riß.

„Du bist wahnsinnig!" sagte er außer sich, und schien im Begriffe zu sein, noch andere Vorwürfe hinzuzusetzen, als seine Stimme von dem zornigen Gebrüll des Löwen furchtbar übertäubt wurde. Das gewaltige Thier erschütterte voll ausbrechender Wuth seinen Käfig, und die Eisenstangen bogen sich unter seinem mächtigen Griffe.

„Da siehst du, was geschieht, wenn du mich hindern und Gewalt an mir üben willst," sagte Friedl lächelnd. „Laß mich los, und Roland wird ruhig sein."

Es geschah wirklich so, wie Friedl voraussah. Kaum hatte Simson seine Hand von dem Knaben zurückgezogen, so wurde der Löwe ruhig und betrachtete Simson nur noch mit drohenden Blicken. Friedl aber stieg mit leichten Schritten die Stufen wieder hinauf, um seinen Vorsatz trotz der Warnungen Simson's auszuführen.

„Warte noch einen Augenblick!“ sagte Simson in bittendem Tone. „Reiche mir deine Hand.“

Friedl reichte sie.

„Nun, beim Himmel, Knabe, das sehe ich wohl, daß du keine Furcht hast,“ sprach der Riese mit Bewunderung und Erstaunen. „Dein Puls schlägt so ruhig, als ob du mit einer Maus zu spielen gingest. Wohlan denn, dem Kühnen ist das Glück hold! Geh hinein, ich will dich nicht länger zurückhalten, und Gott möge dich schützen!“

In der That, furchtlos und mit fester Hand schob Friedl die Riegel zurück, öffnete die Thür und schlüpfte lächelnd in den Käfig des furchtbaren Königs der Thiere. Die Pforte fiel hinter ihm zu, und Auge in Auge stand er dem Löwen gegenüber.

Einen kurzen Moment schien das mächtige Geschöpf zu stutzen, und Simson, der den Blick nicht von ihm abwendete, wurde bleich, wie frisch gefallener Schnee, und ein zitternder Schauder rieselte durch seine starken Glieder. „Er ist verloren, der Unglückliche!“ murmelte er. „Er ist verloren!“

Wer aber nicht bebte und nicht eines Haares Breite vor dem majestätischen Anblicke des Löwen zurückwich, war Friedl.

„Roland,“ sagte er mit seiner sanften, klangvollen Stimme, „Roland, mein alter Freund, komm zu mir!“

Und gehorsam, schmeichelnd wie ein Hund, mit zärtlichem Blicke schritt der Löwe auf den Knaben zu, drückte liebkosend seinen Kopf an die Brust desselben, ließ sich mit Behagen von seiner Hand berühren, und streckte sich endlich demüthig, sanft und unterwürfig zu seinen Füßen nieder. Friedl setzte sich neben ihn und streichelte seine Mähne. Die Freundschaft zwischen dem kühnen Knaben und dem Löwen war geschlossen, und Simson draußen vor dem Käfig athmete aus tiefer Brust erleichtert auf.

Von dieser Stunde an zitterte Simson nicht mehr für das Leben Friedl's, sondern überließ ihm den Löwen, mit welchem der Knabe nachgrade immer vertrauter wurde. Zu jeder Stunde bei Tag oder bei Nacht ging er in den Käfig desselben, und Roland zeigte sich immer, wie von Anfang an, gehorsam, demüthig und unterwürfig. Friedl lehrte ihn Kunststücke machen, richtete ihn ab, wie einen gelehrigen Pudel, und es bedurfte nur eines Winkes von ihm, um den Löwen zu jeder Anstrengung zu vermögen. Er ritt auf dem Rücken desselben, er ließ ihn über den Stock springen, hieß ihn sich todt stellen, befahl ihm sich nieder zu legen, und streckte sich wohl auch selbst neben ihn hin, indem er sein Haupt auf der dichten Mähne des Thieres ruhen ließ, und so ein schönes Bild der Unschuld und Kraft vorstellte. Roland war unermüdlich in seinem Gehorsam gegen den Knaben, den er mit seltsamer, wunderlicher Zärtlichkeit zu lieben schien, und nur dann wurde er unruhig, mürrisch und verdrießlich, wenn Friedl längere Zeit aus seiner Nähe entfernt blieb. Dann schritt er wild und unlustig in seinem Käfige auf und ab, brüllte voll Unwillen und gab noch andere Zeichen seiner üblen Laune, bis Friedl lächelnden Gesichts wieder zu ihm kam und durch sein bloßes Erscheinen das gewaltige Geschöpf wieder in die beste Stimmung versetzte.

Madame Franchetti, die Besitzerin der Menagerie, schätzte sich glücklich, in dem Knaben einen so vortrefflichen Löwenbändiger gefunden zu haben, denn die unerhörte und wunderbare Vertraulichkeit desselben mit dem sonst so wilden und reißenden Thiere lockte in allen Städten schaarenweise die Zuschauer in ihre Thierbude, und sie erfreute sich der reichlichsten Einnahmen. In Folge dessen behandelte sie Friedl mit fortwährender Freundlichkeit, und belohnte ihn so freigebig für seine Dienste, daß auch Friedl alle Ursache hatte, sich in seiner jetzigen Lage zufriedener zu fühlen, als je vorher seit der Zeit,

wo die gute, alte Esther gestorben war, und Balthasar ihn seiner friedlichen Heimath entrissen hatte. Auch Simson blieb dem Knaben wohlwollend zugethan und gab ihm manchen guten Rath. „Du bist jung, Friedl," sagte er einst zu ihm, „du hast Zeit genug übrig, und es fehlt dir nicht an Gelde, welches dir die Gelegenheit verschafft, sie auch nützlich anzuwenden. Du mußt etwas Rechtschaffenes lernen, Friedl! Wenn es dir jetzt auch gut geht, so mußt du doch bedenken, daß du nicht zeitlebens Wärter in einer Thierbude bleiben kannst, denn das wäre zu Schade um dich. Du bist aus ganz anderem Holze geschnitzelt, als ich und die übrigen Knechte. Wir können uns nicht zu einer höheren Stellung emporarbeiten, denn wir sind Alle zu alt und zu dumm dazu, — aber du kannst es, Friedl, und darum benutze deine freien Stunden und lerne, so viel dir möglich ist."

„Das will ich," erwiederte Friedl. „Aber was soll ich lernen, Simson?"

„Lerne Sprachen, englisch, französisch, italienisch! Das gibt Ansehen, und wer es erst dahin gebracht hat, drei fremde Sprachen geläufig zu sprechen, der bringt sich auch vorwärts in der Welt, wenn er nur sonst den guten Willen hat."

Friedl sah ein, daß Simson recht hatte und befolgte seinen Rath. In jeder Stadt, wo er längere Zeit verweilte, suchte er Lehrer auf und ließ sich von ihnen unterrichten, und jede freie Stunde benutzte er, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Selten erblickte man ihn, die öffentlichen Vorstellungen ausgenommen, ohne ein Buch in der Hand, und oft sah ihn Simson im Käfig neben dem Löwen liegen und studieren, während der Löwe, zufrieden, seinen geliebten Freund an seiner Seite zu haben, sich ganz still und ruhig verhielt, und ihn in keiner Weise zu stören wagte.

In solcher Weise vergingen einige Jahre für Friedl in

ungestörter Zufriedenheit, und ohne daß er von Balthasar jemals wieder etwas gesehen oder gehört hätte. Da geschah es, daß er nach längerer Abwesenheit im Auslande mit Madame Franchetti und der Menagerie wieder einmal in die Gegend kam, wo er heimlich von Herrn Bandelli entflohen war, um in seinem jetzigen Gewerbe Verborgenheit vor den Nachstellungen seines Feindes zu suchen. Wie überall, so erlangte auch hier die Menagerie schnell eine große Berühmtheit, und alle Welt kam, um sich mit eigenen Augen von den Wunderdingen zu überzeugen, welche ein weit verbreiteter Ruf schon lange vorher von Paul, dem Löwenbändiger, und seinem Roland verkündigt hatte. Die Thierbude wurde selten leer von Besuchern, und Madame Franchetti zeigte das freundlichste Gesicht von der Welt, denn jeden Abend fand sie ihre Kasse ziemlich gefüllt bis oben hin an den Rand. Sie sprach sogar davon, sich über kurz oder lang gänzlich von dem Geschäft zurückzuziehen und die Menagerie zu verkaufen, da sie Geld genug verdient habe, um auf den Rest ihrer Tage ohne Sorgen leben zu können, und da sie ohnedieß sich allmählig für das unaufhörliche Umherziehen in der Welt fast zu alt und gebrechlich fühle.

„Und was soll dann aus Ihren Leuten werden, Madame?" fragte Simson, als sie eines Tages eine Andeutung dieser Art hatte fallen lassen. „Aus mir, und namentlich unserem Friedl?"

„Ei nun, Simson," antwortete Madame Franchetti, „ich meine, Sie übernehmen das Geschäft für einen Preis, den ich billig genug stellen werde, und Friedl geht natürlich mit mir. Ich habe ihn lieb, wie einen Sohn, ich verdanke ihm den größten Theil meines Vermögens, und da ist es nicht mehr als billig, dünkt mich, daß ich ihn an Kindesstatt annehme und ihm, wenn ich einmal sterbe, mein ganzes Geld und Gut hinterlasse."

„Mit dieser Einrichtung wird Friedl wohl zufrieden sein,“ sagte Simson lächelnd. „Indeß, große Eile hat die Sache wohl noch nicht, Madame?“

„Nun, wir werden sehen, Simson, werden sehen! Sagen Sie dem Knaben einstweilen noch nichts davon! Wenn ich indeß gelegentlich ein hübsches Landgut oder sonst eine annehmbare Besitzung finde, so könnte sich's wohl treffen, daß mein Entschluß sehr rasch und plötzlich gefaßt wäre. Doch jetzt kein Geplauder mehr! Wie es scheint, bekommen wir vornehmen Besuch — ein, zwei, drei Equipagen! Schnell auf Ihren Posten, Simson! Ist Friedl bei der Hand?“

„Er sitzt beim Löwen und liest in einem Buche! Immer ist er fleißig, Madame Franchetti, und wahrhaftig, wenn Sie Ihre Pläne noch ausführen sollten, so gönne ich ihm von ganzem Herzen sein gutes Glück! Aber die Equipagen kommen näher! Potz tausend, das ist etwas Vornehmes! Vierspännig — Vorreiter — Lakaien und Bediente, da müssen wir Ehre einzulegen suchen, und ich will auf der Stelle Friedl benachrichtigen.“

Simson verschwand in der Bude, während die Wagen rasch vorfuhren, und vor der Menagerie anhielten. Ein reich gekleideter Herr, wahrscheinlich ein höherer Hausbeamter, trat zu Madame Franchetti und grüßte sie höflich.

„Die Herrschaften wünschen Ihre Menagerie, und namentlich Ihren jungen Löwenbändiger zu sehen, Madame,“ sagte er. „Doch lieben sie das Gedränge nicht, und lassen Sie daher um eine Extra-Vorstellung ersuchen. Den Preis mögen Sie bestimmen, ganz nach Gefallen, nur daß außer den Herrschaften Niemand Zutritt bekommt.“

Madame Franchetti machte ihre Forderung, die ohne Weigern bewilligt und bezahlt wurde, Herren und Damen verließen ihre Wagen, um in die Bude einzutreten, und hinter

ihnen wurde der Eingang geschlossen. Die Gesellschaft bestand aus neun bis zehn Personen. Die Herrschaften mußten jedenfalls sehr reich und hohen Standes sein, wie auch schon ihre Equipagen und die prächtigen Pferde, so wie ihre ganze Umgebung deutlich genug bewiesen. Zwei Damen und ein Knabe etwa von Friedl's Alter, oder vielleicht ein Jahr älter, nahmen indeß vor allen Anderen die Aufmerksamkeit der Madame Franchetti am meisten in Anspruch. Die Eine von ihnen war ganz schwarz in schwere Seidenstoffe gekleidet, und ein dichter, schwarzer Schleier verhüllte sogar auch ihr Gesicht, von welchem Madame Franchetti nur im Vorübergehen einen ganz flüchtigen Anblick erhaschen konnte, als grade ein leichter Windhauch den Schleier zufällig ein wenig lüftete. Aber selbst dieser kurze, flüchtige Blick genügte schon, ihr lebhaftes Interesse zu erregen. Noch selten glaubte sie ein so schönes Antlitz gesehen zu haben, wie das dieser Dame; aber es war von einer tiefen, marmorartigen Blässe überdeckt, und auf der schönen, bleichen Stirn schien eine Wolke schweren Kummers zu schweben, die von leidensvollen Tagen und thränenreichen Nächten Zeugniß gab.

Anders die zweite Dame. Stolz und majestätisch wie eine Königin schritt sie einher, Stolz lagerte auf ihrer hohen Stirn, Stolz blitzte aus ihren Augen, Stolz schwebte auf ihren Lippen, und obgleich auch sie von hoher Schönheit strahlte, so wurde diese dennoch von einer gewissen Härte und Kälte beschattet, welche ihrem Gesicht etwas ungemein Abstoßendes und Strenges gab. Aus diesen schönen Zügen sprach kein Herz; sie erweckten nicht Zutrauen und Liebe, sondern nur Scheu und Furcht.

Die letztere Dame führte den Knaben an der Hand, welcher Madame Franchetti ebenfalls aufgefallen war. Obgleich sein Gesicht eine so große Aehnlichkeit mit seiner Begleiterin zeigte, daß man dieselbe augenblicklich als seine Mutter erkennen mußte, so mangelte ihm doch alle jene majestätische Schönheit, mit

welcher dieselbe geschmückt war. Seine schlaffen Züge, seine schmächtige Gestalt, sein ganzes verkümmertes, treibhausartiges Aussehen verrieth einen ungesunden oder doch kränklichen Körper, während sein schielender Blick und seine hoffährtig aufgeworfene Oberlippe denselben kalten und nichtsachtenden Stolz verriethen, der auch in der Erscheinung seiner Mutter so auffallend sichtbar wurde.

„Gewiß ein verhätscheltes, verzogenes Muttersöhnchen, das seine Dienerschaft tyrannisirt und keinem Menschen ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick zukommen läßt," dachte Madame Franchetti, als der Knabe mit gespreiztem Wesen an ihr vorüberschritt, und ihren achtungsvollen Gruß nur mit einem wegwerfenden Blicke erwiederte. „Da ist mein Friedl mir lieber, als du mit all deinen goldenen Ketten und diamantenen Hemdknöpfchen! Hochmüthiger Bursche!"

Während Madame Franchetti dieß leise vor sich hinmurmelte und dem Knaben nicht grade mit dem freundlichsten Blicke nachschaute, trat die Gesellschaft in den inneren Raum der großen Bude, welche durch eine Art von Wagenburg gebildet wurde, und Simson, der sich hurtig in seinen besten Staat geworfen hatte, näherte sich mit ehrerbietiger Verneigung, um den Herrschaften zum Führer zu dienen. Sie betrachteten Alles mit ziemlich flüchtigem Interesse. Der Elephant, das Rhinoceros, die Panther, Leoparden und Wölfe, der furchtbare Tiger sogar schien ihnen kaum der Aufmerksamkeit werth zu sein, und an Allem gingen sie nach kurzem Anschauen und nur oberflächlicher Betrachtung kalt vorüber.

„Aber wo ist der Löwe und der junge Bursche, von dessen Freundschaft mit ihm so viel Rühmens gemacht wird?" fragte endlich ungeduldig die bereits erwähnte stolze Dame. „Wilde Thiere aller Art haben wir schon oft genug gesehen, und nur

der Löwe, welcher so wunderbar gezähmt und dressirt sein soll, interessirt uns. Nicht wahr, Oskar?"

„Nun freilich," erwiederte der Knabe an der Hand der Dame. „Dieß Alles ist ja langweiliges Zeug, Mutter! Ich will den Löwen sehen. Zeigt mir den Löwen, Ihr!"

„Wie die Herrschaften befehlen," erwiederte Simson höflich, obgleich er eben nicht sehr wohlwollend auf den jungen Herrn blickte, der ihn so hoffährtig angeredet hatte. „Der Käfig des Löwen befindet sich hinter diesem Vorhange. Wünschen Sie das Thier erst in seiner vollen Wildheit zu sehen, oder soll Paul, der Löwenbändiger, sogleich seine Vorstellungen beginnen?"

„Erst wild machen!" nahm der Knabe vorlaut das Wort, und schwenkte eine zierliche Reitpeitsche, die er in der Hand trug, pfeifend durch die Luft. „Es macht mir Spaß, solche Bestie zu necken, und wenn sie am ärgsten brüllt, werde ich sie mit der Peitsche zwischen die Ohren hauen."

„Oh, nicht doch, Oskar, nicht doch," erwiederte die verschleierte Dame im schwarzen Gewande mit sanfter Stimme. „Wer kann so gefühllos sein, ein edles Geschöpf, das noch dazu in Gefangenschaft schmachtet, zu mißhandeln?"

„Und warum nicht, Tante?" erwiederte der Knabe mit spöttischem Lachen. „Wenn nur die Stangen am Käfig fest genug sind."

Die verschleierte Dame wendete sich seufzend ab. „Welche Feigheit!" murmelte sie so leise, daß nur Simson, der dicht neben ihr stand, die geflüsterten Worte vernehmen konnte. „Er ist ein Elender! Ach, wenn . ."

Weiter hörte Simson nichts, denn er mußte sich zu der anderen Dame wenden, welche ihn fragte, ob das Gitter auch fest genug sei, um keine Gefahr befürchten zu lassen?"

„Nicht die mindeste, wenn der Löwe nicht gradezu zum Aeußersten gereizt wird," versetzte er. „Doch möchte ich den

jungen, gnädigen Herrn wohl bitten, jede Neckerei des Thieres zu unterlassen. Roland erträgt sie nicht gut."

„Pah, schon recht," antwortete der Knabe kurz. „Und nun keine Umstände mehr! Weg mit dem Vorhange!"

Simson schob die schwere Gardine zur Seite, und im gleichen Augenblicke richtete sich der Löwe, der bisher ruhig ausgestreckt gelegen hatte, langsam in die Höhe, und schaute mit stolzen, feurigen Gluthblicken die fremden, vornehmen Gäste an.

„Schüttle dich, Roland! Tummle dich!" ertönte zugleich eine Stimme hinter dem Käfig hervor, — und sofort nahm der Löwe das Aussehen gereizter Wildheit an, schüttelte seine Mähne, richtete sich hoch an dem Eisengitter in die Höhe, und brüllte mit so dröhnender Stimme, daß alle Zuschauer erschreckend zurückwichen, und der vorlaute Knabe sich schreiend hinter seiner Mutter verkroch. Aber die Ueberraschung ging schnell vorüber, und das Gitter mit den zollstarken Eisenstäben flößte dem feigen Knaben bald wieder Muth ein. Nach wenigen Augenblicken trat er keck vor, und ehe Simson sich dazwischen werfen und es verhüten konnte, zischte seine Reitpeitsche pfeifend durch die Luft, und traf den Löwen mitten auf die drohend gerunzelte Stirn.

Ein Brüllen der Wuth, gegen welches das frühere nur ein schwaches Geschrei genannt werden konnte, war die Antwort des edlen, so frech mißhandelten Geschöpfes. Seine Augen schienen Flammen auf den Beleidiger zu speien, und mit solchem furchtbaren Grimme packte er die Eisenstangen des Gitters, daß sie wie Drahtstäbe sich bogen, und eine davon krachend aus dem Getäfel sprang, in welches sie stark und fest eingefugt war. Entsetzt wandten sich Alle zur Flucht, und Simson, selber erblassend, schrie mit Donnerstimme: „Zu Hülfe! Paul! Um Gotteswillen, der Löwe zertrümmert den Käfig!"

„Roland! Ruhig, mein Freund!" sagte ganz gelassen die-

selbe Stimme, welche vorhin den Löwen zu spielendem Zorne gereizt hatte. „Ruhig, Roland!“ und zwar noch murrend und grollend, aber doch augenblicklich wich das edle Thier vom Gitter zurück, und streckte sich im Hintergrunde des Käfiges auf den Boden aus.

„Schließe den Vorhang wieder, Simson,“ befahl hierauf Paul, oder Friedl vielmehr. „Ich muß den Löwen erst vollends besänftigen, ehe er den Herrschaften seine Künste weiter zeigen kann. In wenigen Minuten wird es geschehen sein.“

Simson gehorchte, und der Vorhang fiel. Der junge Herr, welcher die ganze Störung veranlaßt hatte, wagte sich wieder blicken zu lassen, nachdem er sich vorhin am allereiligsten verkrochen hatte, und Simson ermahnte ihn sehr ernstlich, sich fortan ruhig zu verhalten und wo möglich sich vor dem Löwen ganz und gar zu verbergen, um denselben durch seinen Anblick nicht von Neuem zu reizen.

„Gewiß wirst du dieß thun, Oskar, und ich befehle dir sogar ganz ausdrücklich, dich im Hintergrunde zu halten,“ sagte die Dame im Trauerkleide mit sehr ernster Stimme zu dem Knaben. „Auch deine Mutter wird unzweifelhaft meinen Befehl unterstützen.“

Obgleich die Dame über die Zurechtweisung ihres Sohnes in ihrem Stolze bitter gekränkt zu sein schien, wie ihr Stirnrunzeln und ihre finstere Miene deutlich genug verrieth, so war doch auch sie durch die Wuth des Löwen hinlänglich eingeschüchtert worden, um dem gegebenen Befehle nicht geradezu zu widerstreben. Der Knabe wurde in die Obhut eines der begleitenden Herren gegeben, und in schweigender Erwartung sah nun die Gesellschaft der Fortsetzung der unterbrochenen Vorstellung entgegen. Nach einigen Minuten war Alles bereit, und auf ein Wort Friedl's zog Simson den Vorhang von Neuem zurück. Eine ganz von der vorigen verschiedene Scene

enthüllte sich den Augen der Zuschauer. Der Löwe lag still und regungslos auf dem Boden, die Tatzen weit vorgestreckt, und den Kopf auf sie niedergelegt. Friedl ruhete neben ihm, hatte den Arm um den Hals des Thieres geschlungen, und lehnte sich vertraulich und in voller, bewußter Sicherheit lächelnd mit seinen glänzenden, blonden Locken auf des Löwen Hals, wo sie mit der dunkeln Mähne desselben sich mischten. Es war ein schöner und doch auch wieder bänglicher Anblick. Die Fremden schauten voll Spannung auf ihn hin, und nur die Dame im Trauergewande schien zu zögern, ihre Blicke dem wunderbaren Schauspiele zuzuwenden. Endlich schob sie dennoch ihren Schleier zurück — ihr Auge traf Friedl's lächelndes, schönes und sorgloses Gesicht. Sie stutzte, sie trat näher, sie starrte mit wildem Blick den Knaben an, und jetzt glitt ein schwacher Schrei über ihre Lippen, sie stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den Käfig los, wankte aber zur Seite, noch ehe sie ihn erreichte, und wäre besinnungslos zu Boden gesunken, wenn nicht noch zu rechter Zeit Simson sie in seinen starken Armen aufgefangen und gehalten hätte.

Einige Augenblicke der Verwirrung entstanden, bis die Mutter Oskar's in herrischem Tone befahl, die Frau Gräfin nach ihrem Wagen zu bringen. Diese war indeß wieder zu sich gekommen und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein!" flüsterte sie ihrer Verwandten zu. „Siehst du denn nicht, Ottilie? Jener Knabe — welche Aehnlichkeit mit ihm — mit meinem Gemahle, mein' ich! Oh, barmherziger Gott, wenn er's wäre! Wenn es mein Florentin wäre, der Verlorene, der lange Gesuchte!"

Ein rasches Zucken überflog das stolze Antlitz der Angeredeten, und als sie ihre Augen fest auf Friedl richtete, welchen sie bis jetzt nur flüchtig angesehen hatte, wurde sie auf einige

Sekunden von tödtlicher Blässe übergossen. Aber schnell faßte sie sich.

„Warte nur eine Minute, theure Cousine — ich werde mich erkundigen," sagte sie. Und schnell auf Friedl zugehend, welcher mittlerweile den Löwenkäfig verlassen hatte, winkte sie ihn bei Seite und legte ihm einige Fragen vor. Friedl beantwortete sie so gut er konnte, und nach wenigen Augenblicken wußte die Dame nicht nur, was einst Esther dem Knaben erzählt, sondern auch, in welchem Verhältnisse Friedl zu Balthasar gestanden hatte. Sie biß die Zähne auf einander, runzelte ihre Stirn, blickte nachdenklich vor sich nieder, und wendete sich dann plötzlich rasch und mit unbefangener Miene wieder zu ihrer Verwandten.

„Es ist nichts!" sagte sie. „Der Junge ist eines Seiltänzers Kind. Gib doch endlich diese thörichten Hoffnungen auf, die nie im Leben erfüllt werden können. Und ich bitte dich, suche dich zu beherrschen! Du gibst ja den Leuten hier ein Schauspiel. Komm, gehen wir!"

„Ja, gehen wir," antwortete die Dame im Trauerkleide mit gedämpfter, trauriger Stimme, und ließ den Schleier wieder über ihr blasses, holdseliges Gesicht gleiten. „Ich weiß es wohl, wie thöricht meine Hoffnungen sind — und doch . . warum läßt der erbarmende Gott diese Hoffnung in meinem Herzen nicht ersterben, wenn sie nicht einst doch noch in Erfüllung gehen soll? Bist du auch ganz sicher, daß der Knabe dir die Wahrheit gesagt hat, Ottilie? Mein Himmel, diese Aehnlichkeit! Auch das Alter trifft zu, Florentin müßte jetzt grade so groß und auch so schön sein! Laß mich ihn selbst noch einmal fragen, Ottilie."

Die stolze Dame erblaßte von Neuem. „So frage ihn," antwortete sie, „und gib damit diesen Leuten zu erkennen, daß du mich für eine Lügnerin hälst."

„Nein, o nein — laß uns gehen, ich glaube dir ja," sagte die Gräfin seufzend und erhob sich von dem Sessel, welchen man ihr gereicht hatte. Die ganze Gesellschaft verließ die Menagerie, und eine Minute später rollten die Wagen in raschem Fluge wieder davon.

Ach, ohne daß Friedl es wußte, entrollte mit ihm sein Glück. Er ahnte nicht, daß die bleiche, schöne Dame in Trauerkleidern seine Mutter, seine wirkliche Mutter war, und daß eine schändliche Lüge ihrer Begleiterin ihn zum zweiten Male ihren Armen entrissen hatte. Simson allein, der Friedl von Herzen liebte, vermuthete etwas dieser Art, denn er hatte Alles genau beobachtet, und sogar einzelne Worte aufgehascht, welche die beiden Damen im Flüstertone mit einander gewechselt hatten. Doch schwieg er darüber, und behielt seine Vermuthungen für sich, um in Friedl's Herzen nicht Hoffnungen aufzuwecken, die möglicherweise bitter getäuscht werden konnten. Insgeheim aber nahm er sich vor, unter der Hand Erkundigungen einzuziehen und mit Sorgfalt über Friedl zu wachen. Er wußte nicht, warum, aber er empfand eine unbestimmte, heimliche Furcht, als ob demselben irgend eine große Gefahr nahe bevorstünde, vor welcher er ihn als ein treuer, wohlmeinender Freund beschützen müsse.

Sechstes Kapitel.

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Da Madame Franchetti noch mindestens acht Tage in der Stadt zu verweilen gedachte, so gewann unser ehrlicher Simson vollkommen Zeit, Manches in Erfahrung zu bringen, was ihn, da er Friedl's frühere Lebensschicksale kannte, allmählig auf die richtige Spur leiten mußte. Zunächst forschte er nach dem Namen und den Verhältnissen der fremden Herrschaften, welche die Menagerie besucht hatten. Hier manches zu erfahren, wurde ihm leicht, denn ihre Besitzungen lagen nur wenige Meilen von der Stadt entfernt. Die blasse Dame in den Trauerkleidern war die Gräfin Praunstein, und ihre stolze Begleiterin die nächste Verwandte von ihr, eine Baronin Sternberg. Beide waren Wittwen, und Oskar, der Sohn der Baronin, war der einzige Erbe der großen Güter, welche die Gräfin Praunstein dereinst nach ihrem Tode hinterlassen würde.

Nachdem Simson dieß in Erfahrung gebracht hatte, bat er Madame Franchetti um einen oder zwei Tage Urlaub, der ihm bereitwillig gewährt wurde, und machte sich auf, um den Wohnort der Gräfin Praunstein aufzusuchen. In einem leichten Wägelchen fuhr er nach dem Herrschaftssitze hinüber, quartierte sich in einem Wirthshause ein, das in dem Dorfe lag, welches schmuck und freundlich am Fuße des Berges lehnte, auf dem sich das herrliche Schloß Praunstein mit Thürmen und Zinnen stattlich erhob, und faßte den Entschluß, von hier aus seine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Zunächst machte er einen Spaziergang nach dem Schlosse und besichtigte es von

allen Seiten. Ein abseits gelegener Thurm am Ende des linken Schloßflügels, welcher an das dichteste Gebüsch des daran stoßenden Parkes gränzte, fiel ihm auf. Er betrachtete ihn genauer, und indem er das Gebüsch ein wenig zur Seite bog, entdeckte er eine kleine Pforte. Sie war sehr alt und wurde augenscheinlich nur in seltenen Fällen benutzt. Rost bedeckte Schloß und Riegel, und üppiges Gras wucherte dicht an ihrer Schwelle.

„Ha, dies also ist die Pforte, durch welche der kleine Friedl herausgebracht wurde, als man ihn dem Zigeuner Balthasar überlieferte," murmelte Simson. „Alles trifft zu, wie es die alte Esther dem Knaben erzählt hat. Ja, ja, ich bin auf der richtigen Spur, und nun ich so viel weiß, werde ich bald noch mehr zu enthüllen wissen. Jetzt zum Gasthause zurück."

Im Gasthause angekommen, fragte Simson nach dem Wirthe. Ein alter, freundlicher und, wie sich bald zeigte, geschwätziger Mann, eilte geschäftig herbei, und fragte nach den Wünschen des Gastes.

„Ich bitte um eine Flasche Wein, Herr Wirth, und um Ihre Gesellschaft," antwortete Simson. „Die Gegend hier herum gefällt mir, und ich würde mich vielleicht ein oder zwei Tage aufhalten, wenn es erlaubt wäre, unbehindert den schönen Garten und Park zu besuchen, der Ihr herrschaftliches Schloß umgibt."

„Ei, warum das nicht," sagte der Wirth. „Die gnädige Frau Gräfin gestattet jedem Fremden den Zutritt! Muß ich's doch wissen, da ich bis vor zwei Jahren Hausmeister im Schlosse war, worauf ich dann aus besonderen Gründen die Pachtung hier übernahm. Ja, ja, die Frau Gräfin ist eine gütige, gnädige Dame, wie man sie in der Welt nicht besser findet."

„Was Sie sagen! Auch wohl sehr reich?"

„Ei wohl, wohl, lieber Herr! Die reichste Herrschaft weit und breit! Sie weiß selbst nicht, wie reich sie ist! Hier die Grafschaft Praunstein allein ist ihre halbe Million werth, und nun noch die großen Güter in Schlesien und Böhmen! Und Alles schuldenfrei, lieber Herr! Nicht ein Heller Schulden auf den Gütern! Ei ja, reich, unermeßlich reich, aber was hilft ihr aller Reichthum? Glücklich ist die arme Dame doch nicht!"

„Und warum nicht? Leidet sie an schmerzhaften Krankheiten, an schweren Gebrechen?" fragte Simson.

„Nein, o nein, es ist ein anderes Unglück, welches sie aller Lebensfreude beraubt," entgegnete der Wirth. „Die arme Dame, so schön, so gut, und doch so unglücklich!

„Aber so reden Sie doch! Was fehlt ihr denn?"

„Es ist eine seltsame, geheimnißvolle Geschichte; doch, was kümmern Sie sich darum, der Sie fremd hier sind?"

„Eine seltsame, geheimnißvolle Geschichte, sagen Sie, Herr Wirth? Ei, dergleichen Geschichten höre ich für mein Leben gern," drängte Simson. „Bitte, noch eine Flasche Wein, und nun erzählen Sie! Sie sollen den aufmerksamsten Zuhörer in mir finden."

Der geschwätzige Wirth ließ sich leicht überreden. „Nun sehen Sie," begann er, „es sind seitdem wohl eine Mandel Jahre oder noch mehr verstrichen, da vermählte sich unser gnädiger Herr, der Graf Praunstein, mit der lieben, guten Dame, die jetzt unsere Herrschaft ist. Der Herr Graf war der Letzte seines Geschlechts, und wenn er ohne Erben verstarb, so fielen die ganzen reichen Güter an eine Nebenlinie, deren Haupt dazumal der Baron von Sternberg war. Der Herr Graf und die Frau Gräfin führten das glücklichste Leben mit einander, und wenn man ein Bild der Fröhlichkeit, der Güte und Liebenswürdigkeit sehen wollte, so brauchte man nur die Frau Gräfin

anzuschauen. Ach, leider dauerte das Glück nur eine kurze, kurze Zeit. Wenige Wochen nach der Geburt eines kleinen Grafen, der in der Taufe Florentin genannt wurde, traf die arme Frau Gräfin der erste schwere Schicksalsschlag. Der Herr Graf stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und wurde leblos nach dem Schlosse zurückgebracht. Ach, lieber Herr, den Jammer hätten Sie hören und sehen sollen, als man die blutige Leiche oben in dem Ahnensaale niederlegte. Die Frau Gräfin gerieth außer sich vor Schmerz und Betrübniß, und bei dem Anblicke ihres Gemahles sank sie ohnmächtig nieder. Viele Wochen lang war sie wie geistesabwesend, und nun mußte denn auch noch das zweite Unglück zum ersten kommen. Dieß trug sich so zu. Gleich nach dem Begräbnisse des Herrn Grafen stellte sich die Frau Baronin Ottilie von Sternberg auf dem Schlosse ein, und übernahm nicht nur die Pflege der kranken Frau Gräfin, sondern auch die Aufsicht und das Regiment über das ganze Schloß. Wir Dienerschaft und die Beamten mußten ihr wohl gehorchen, denn die Frau Baronin war die einzige Verwandte unserer gnädigen Herrschaft, und überdieß hatte sie auch ein so stolzes, hochmüthiges und befehlshaberisches Wesen an sich, daß mehr als gewöhnlicher Muth dazu gehört hätte, ihr den Gehorsam zu verweigern. Von uns Allen hatte kein Einziger solchen Muth, und somit dauerte es denn gar nicht lange, daß die Frau Baronin im Schlosse schaltete und waltete, wie die Herrschaft selber. Außer ihr kam noch ein kleiner Knabe mit, der junge Baron Oskar, ihr einziges Söhnchen, das damals etwas über ein Jahr alt war. Ihr Gemahl aber begleitete sie nicht, denn er war schon sieben oder acht Monate vor dem schrecklichen Ende unseres gnädigen Herrn Grafen am Nervenfieber des Todes verblichen.

„Nun, in der ersten Zeit, muß ich sagen, bemühte sich die Frau Baronin sehr eifrig um unsere kranke, gnädige Herrschaft;

was aber den kleinen Florentin anbetraf, so achtete sie kaum auf ihn. Der einstige Erbe der reichen Grafschaft war der Obhut einer Amme übergeben worden. Das liebe, kleine Herrchen! Ein gesunderes, hübscheres Kind konnte man in der Welt nicht mehr finden. Das Zimmer, wo er sich mit seiner Amme und der Kammerfrau der gnädigen Gräfin befand, lag im linken Schloßflügel, an welchen ein uralter Thurm mit einer kleinen Ausgangspforte stößt, die übrigens nur selten benutzt und in der Regel verschlossen gehalten wurde. Wer hätte denken sollen, daß von dort aus irgend eine Gefahr drohen könnte. Und doch — hören Sie nun, was geschah.

„Eines Morgens — ich vergesse es in meinem ganzen Leben nicht — kommt die Amme mit wildem Geschrei herüber in den Flügel gestürzt, wo die Zimmer für die Dienerschaft lagen, und ruft schon von weitem: „Herr Jesus, Herr Jesus, der junge Graf ist fort! Sein Bettchen steht leer! Er ist verschwunden!“ Sie sah schrecklich aus, die arme Frau, mit ihrem blassen Gesicht, dessen Züge vor Angst und Entsetzen verzerrt waren, mit ihrem aufgelösten, zerrauften Haar, und ihren gerungenen Händen. Anfänglich glaubten wir Alle, sie sei über Nacht wahnsinnig geworden, und redeten ihr zu, sie möge sich doch nur beruhigen. Aber bald merkten wir, daß etwas Wahres an der schrecklichen Geschichte sein müsse, und eilten in den anderen Flügel hinüber. Da fanden wir zu unserem Schrecken Alles so, wie die Amme gesagt hatte: die Wiege leer, der kleine Graf Florentin verschwunden, und nirgends im Zimmer eine Spur von ihm zu finden. Erst als wir weiter suchten und jeden Winkel durchstöberten, machten wir die Entdeckung, daß die Pforte im Thurme, welche sonst immer verschlossen war, jetzt merkwürdiger Weise offen stand, und geriethen nun zuerst auf die Vermuthung, daß der kleine Graf wohl gar von irgend welchem umherstreifenden Gesindel entführt und gestohlen sein

möge. Dergleichen Missethaten sollen ja schon vorgekommen sein, blos um die Kinder zu schnöden Kunststücken abzurichten, und hier konnte noch dazu die Absicht vorliegen, eine große Geldsumme von der Mutter, unserer gnädigen Frau Gräfin, zu erpressen. Diese Möglichkeit, die sogar etwas Wahrscheinliches für uns hatte, beruhigte uns ein wenig. Was sollten Diebe und Räuber weiter mit dem Kinde anfangen, als es gegen ein großes Lösegeld wieder herausgeben? Wir faßten neuen Muth, und Einer von uns mußte zur Frau Baronin gehen und derselben das Unglück anzeigen. Der Frau Gräfin selber konnte man nichts davon sagen, denn sie lag besinnungslos und schwebte ohnehin schon zwischen Leben und Tod.

„Nun, ich muß sagen, die Frau Baronin gerieth in den größten Zorn, und wüthete gegen die Amme und die Kammerfrau, weil sie nicht genug auf das Kind Acht gegeben hätten. Zugleich traf sie aber auch alle Anstalten, das verschwundene Kind wieder aufzufinden. Alles, was reiten konnte, mußte aufsitzen und die ganze umliegende Gegend, Wälder und Felder, Schluchten und Thäler durchforschen. Kein Winkel, fünf Meilen in der Runde, blieb ununtersucht, überall forschten und fragten wir nach dem kleinen Florentin, selbst die Polizei-Behörden wurden zu Hülfe gerufen und in alle öffentlichen Blätter wurden Aufrufe erlassen, und Jedem große Belohnungen versprochen, der irgend eine Spur von dem kleinen Grafen nachweisen könne — aber Alles zeigte sich vergeblich, Alles! Der kleine Florentin war wie von der Erde verschwunden, und bis auf den heutigen Tag hat man kein Sterbenswörtchen von ihm in Erfahrung gebracht. Vermuthlich ist er in der Gefangenschaft der Buben, die ihn raubten, gestorben, und die Räuber wagten in Folge dessen nicht, Kunde von ihm zu geben, denn sonst hätten sie sich, wenn der Kleine am Leben geblieben wäre, schon wegen der versprochenen großen

Belohnung gewiß gemeldet. Aber wie gesagt, alle Nachforschungen blieben fruchtlos, und unsere arme Frau Gräfin sah sich denn also binnen wenigen Wochen der beiden Wesen beraubt, die sie am meisten auf der Welt liebte, sah sich von dem Gipfel des Glücks in die tiefste Betrübniß hinabgestürzt. Als man ihr das Verschwinden ihres Söhnchens nach der Wiederherstellung ihrer Gesundheit endlich mittheilen mußte, wäre sie fast von Neuem dem Schmerze erlegen. Zwar erholte sie sich nach langen Monaten bitteren Leidens wieder, aber der alte, frohe, sorglose Sinn kehrte ihr nicht zurück. Sie kleidete sich in tiefe Trauer, und heute noch trägt sie keine anderen als schwarze Gewänder, die sie täglich und stündlich an ihr Unglück erinnern."

„Das ist freilich ein schweres Schicksal, und des innigsten Mitleides werth," sagte Simson, als der Wirth schwieg. „Aber hat man denn gar keine andere Vermuthung über das seltsame Verschwinden des Kindes gehegt? Warum sollen es grade Räuber gewesen sein, die ihn entführt haben?"

„Oh, man hatte wohl einigen Grund, dieß anzunehmen," erwiederte der Wirth. „Unsere sorgfältigen und genauen Erkundigungen führten uns nämlich zu der Entdeckung, daß grade zu der Zeit, als der kleine Florentin gestohlen wurde, sich eine Zigeunerbande in dem benachbarten Walde umhertrieb. Auch verfolgten wir ihre Fährte — aber bald verschwand sie uns spurlos. Solches Gesindel hat ja überall seine Schlupfwinkel, wo es sich verbergen kann! Jedenfalls brach Einer oder der Andere von der Bande bei Nacht im Schlosse ein, um zu stehlen, fand die Wiege mit dem kleinen Grafen und nahm ihn mit. Kein Zweifel, daß das zarte Kind dann starb, und damit ist dann Alles genügend erklärt."

„Ich weiß nicht!" erwiederte Simson zweifelnd. „Ganz genügend finde ich die Erklärung doch nicht. Sollten da nicht

noch andere Dinge zu berücksichtigen sein? Sie sagen, die Frau Baronin Sternberg, oder vielmehr ihr Sohn, sei nun nach dem Verschwinden des kleinen Grafen Florentin der einstige Erbe der großen Praunstein'schen Güter. Wie nun, wenn die Frau Baronin, um ihrem Kinde die reiche Erbschaft zu sichern, den kleinen Florentin auf die Seite gebracht hätte?"

„Ach Gott, ach Gott, wo denken Sie hin, lieber Herr?" sagte der Wirth entsetzt. „Die Frau Baronin ist zwar eine stolze, strenge, habsüchtige Dame, aber solch' ein Verbrechen — das traut ihr doch kein Mensch in hiesiger Gegend zu! Nein, nein! Sie ist ja auch die beste Freundin von unserer gnädigen Herrschaft! Nein, kein Gedanke an so etwas!"

„Nun, werden Sie nicht böse, lieber Herr Wirth," sprach Simson begütigend. „Es ist ja nur eine Vermuthung von mir. Gleichwohl ist's doch merkwürdig, daß weder die Amme des kleinen Grafen, noch auch die Kammerfrau aufgewacht sind, als die vermeintlichen Räuber gewaltsam in's Schloß eindrangen. Dergleichen pflegt doch nicht ohne Geräusch abzugehen!"

„Ja, da haben Sie wohl recht," meinte der Wirth. „Es fiel uns damals auch schon auf, und die beiden Frauenzimmer wurden darum befragt. Da sagten sie aus, es sei ihnen selbst unerklärlich, aber der Schlaf hätte auf ihnen gelegen wie Blei in jener Nacht, und beim Erwachen sei ihnen noch ganz wüst im Kopfe gewesen."

„Nun, daraus läßt sich schon wieder Manches vermuthen," warf Simson hin. „Wenn man ihnen nun den Abend vorher einen Schlaftrunk gereicht hätte?"

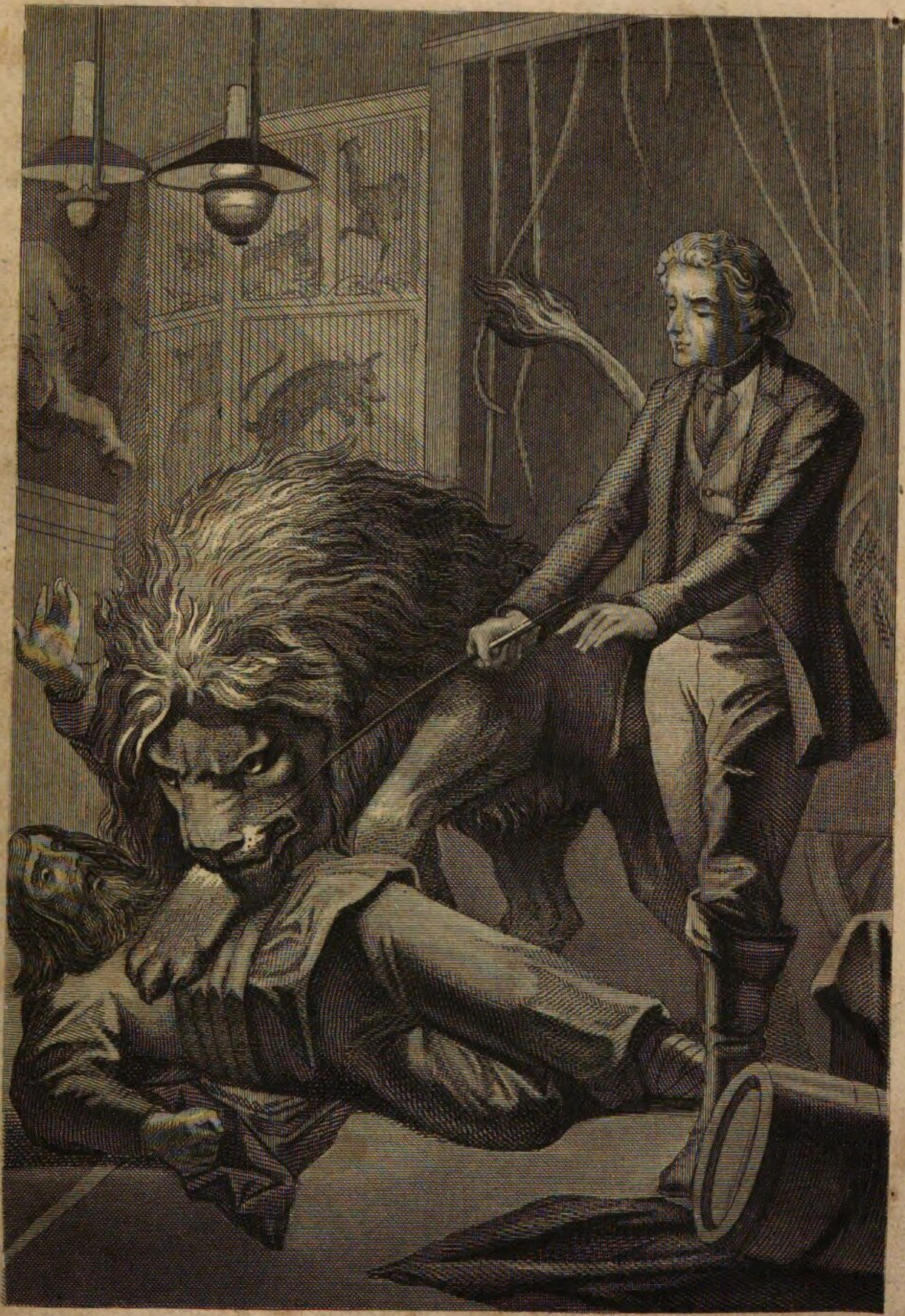
Der Wirth wurde blaß. „Jesus, mein Heiland, wär's möglich!" rief er aus. „Die Versuchung für die Frau Baronin lag freilich nahe und war groß! Aber nein, es kann ja nicht sein! Es wäre ja zu abscheulich und schändlich!"

„Um ein reiches Erbe zu gewinnen, sind wohl noch bösere Thaten verübt worden," sagte Simson. „Indeß, was kümmert's mich! Denken wir nicht mehr an die traurige Geschichte!"

Simson hatte genug erfahren. Er zweifelte nicht länger daran, daß Friedl's wahre Mutter gefunden sei, und sein treues, gutmüthiges Herz frohlockte über das große Glück, welches dem wackeren Knaben, den er so herzlich liebte, in naher Aussicht stand. Wenn er Alles zusammenstellte, konnte er kaum daran zweifeln, daß er auf der richtigen Spur war, und es drängte ihn, nun auch Friedl seine eingesammelten Nachrichten mitzutheilen. Anstatt also noch länger zu verweilen, ließ er gegen Abend sein Pferdchen wieder einspannen, und kehrte nach der Stadt zurück, wo er erst gegen Mitternacht eintraf. Er kam aber gerade zu rechter Zeit. Neue Enthüllungen standen ihm bevor, denn die Frau Baronin Sternberg war, wie sich bald zeigte, mittlerweile nicht müßig gewesen.

Am Abende des Tages, an welchem Simson nach Braunstein hinübergefahren war, wurde die Thierbude früher als gewöhnlich geschlossen. Es gab eine nächtliche Lustbarkeit in der Stadt, welcher die übrigen Wärter beizuwohnen wünschten, und in Folge dessen blieb Niemand in der Menagerie zurück, als Friedl, der sich freiwillig gegen Madame Franchetti erboten hatte, für diese Nacht das Wächteramt zu übernehmen.

Um zehn Uhr war Alles still in der Bude. Die Thiere schliefen, oder lagen wenigstens still ausgestreckt in ihren Käfigen, und jetzt warf sich auch Friedl auf eine Matratze nieder, welche er grade dem Käfige der Löwen gegenüber auf den platten Fußboden geworfen hatte, um darauf zu ruhen. Zwischen ihm und dem Löwenkäfige hing eine Lampe von der Decke der Bude herab und verbreitete ein dämmerndes Licht in dem weiten Raume. Nur Friedl und seine nächste Umgebung wurde hell von ihrem Strahle beleuchtet. Der Lichtschimmer blendete ihn.



Er drehte der Ampel und dem Löwen den Rücken zu, versank in Träumerei, und schlummerte endlich fest ein. Warum hätte er's nicht thun sollen? Die Bude war verschlossen, und überhaupt brauchte man kaum zu befürchten, daß irgend ein Eindringling die gefährliche Nähe der wilden Thiere aufsuchen werde.

Gleichwohl hätte ein scharfes, wachsames Ohr in der Nacht kurz nach elf Uhr ein verdächtiges Geräusch an der Außenwand der Bude vernehmen können, welche, nur aus Brettern zusammengefügt, nicht sehr schwer zu erbrechen war. Das Geräusch dauerte etwa zehn Minuten, dann war Alles wieder still. Gleich darauf kroch eine dunkle, männliche Gestalt auf allen Vieren unter einem der Wagen hervor, die im Innern der Bude an einander gereihet standen, richtete sich vorsichtig in die Höhe, und stand aufrecht im erleuchteten Raume, den er mit scheuen und wilden Blicken durchspähte. Ein höhnisches Lächeln spielte um die Lippen des Mannes, als er Friedl schlafend und kein menschliches Wesen weiter im Raume entdeckte. Noch einige Augenblicke blieb er zögernd stehen — dann schlich er geräuschlos auf Friedl zu, bückte sich über ihn hin, und umwand seine Füße im Nu mit zu diesem Zwecke vorbereiteten Schlingen. Friedl erwachte, fuhr krampfhaft auf, wendete sein Gesicht dem Fremden zu, und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Balthasar!“ rief er.

„Ja, Balthasar, Bürschchen!“ entgegnete der ruchlose, wilde Mensch mit leisem, hohnvollem, triumphirendem Lachen — „und du wieder in seiner Gewalt!“

Vergebens strengte sich Friedl an, die Schlingen zu zerreißen, die ihn fesselten. Sie spotteten seiner Ohnmacht, wie Balthasar Seiner spottete.

„Gieb dir keine Mühe!“ sagt er. „Einmal in meiner Gewalt, wirst du nie wieder von mir loskommen. Auf meinen Schultern trag' ich dich fort!“

Und den Worten die That hinzufügend, bückte er sich zum zweiten Male, um Friedl zu ergreifen. Friedl schrie laut um Hülfe.

„Schweig', oder du stirbst!“ sagte Balthasar mit wildem Drohblicke.

Aber kaum waren die Worte seinem Munde entflohen, so erschütterte ein grimmiges und entsetzliches Gebrüll den Raum der Bude, und die Eisenstangen eines Käfigs erzitterten unter dem Griffe einer mächtigen Tatze.

„Ha, Roland!“ schrie Friedl frohlockend auf. „Ich dachte nicht an Roland! Hierher, mein Freund! Zu Hülfe! Zu Hülfe.“

Ein zweites, furchtbares Brüllen erdonnerte, dann mit einem Male rasselten die Eisenstangen klirrend bei Seite, und im wilden Sprunge flog der befreite Löwe wie ein Pfeil aus dem Käfig auf Balthasar's entsetzte Gestalt, die er mit Einem Schlage seiner Tatze dicht neben Friedl zu Boden schmetterte. Dann seine Pranke auf die Brust des zitternden Verbrechers stemmend, und so regungslos ihn niederhaltend, wendete er das gewaltige Haupt zu Friedl, als ob er fragen wolle, was nun mit dem Verräther zu beginnen sei?

„Schone ihn, Roland! Schone ihn!“ rief Friedl dem Löwen zu. „Lege dich nieder, Roland. So, mein Freund! Und du, Balthasar, hüte dich! Bei der ersten Bewegung, die du zu machen wagst, reißt dich der Löwe in Stücken! Elender, jetzt bist du in meiner Gewalt!“

Balthasar lag bleich und entsetzt am Boden, und starrte voll Angst, mit stierem Blicke auf den furchtbaren Löwen, der

sich dicht neben ihm niedergekauert hatte, und jede seiner Bewegungen mit funkelndem Blicke bewachte.

„Ah, du dachtest nicht an Roland, niedrig gesinnter Verräther!“ fuhr Friedl fort. „Du wußtest nicht, welch einen treuen und gewaltigen Hüter ich habe! Du wußtest nicht, daß Roland schon vor einigen Tagen die Eisenstangen lockerte, als ein frecher Bube ihn zu beleidigen wagte, du wußtest nicht, daß diese Stangen noch nicht wieder befestigt wurden, und so fielest du selbst in die Falle, die du mir stellen wolltest. Zittre jetzt, Bube! Denn nicht lebend wirst du diesen Raum verlassen, bevor du nicht alle Geheimnisse entdeckt hast, die bis jetzt meine Herkunft und mein Schicksal in Dunkel gehüllt haben. Deine Stunde ist gekommen, und nicht länger bin ich in deiner Macht, sondern du, Elender, du bist in der meinigen.“

Balthasar gab keine Antwort, denn das Gewicht von Friedl's Worten, so gewaltig vom Löwen unterstützt, erdrückte ihn. Jetzt hörte man das Rollen eines sich nähernden Wagens. Neben der Bude hielt der Wagen still, und gleich darauf wurde an die Eingangsthüre geklopft.

„Oeffnet!“ rief Simson's Stimme.

„Ah, Simson!“ sagte Friedl. „Er wird sich wundern! Steh' auf, Balthasar, und nimm mir die Fesseln ab.“

„Wie kann ich?“ erwiederte der Zigeuner angstbebend. „Der Löwe . .“

„Roland wird dich nicht hindern! Komm zu mir, mein Freund.“

Der Löwe legte seinen Kopf schmeichelnd an Friedl's Brust, und nun wagte es Balthasar, sich ein wenig aufzurichten und mit zitternder Hand die Schlingen zu lösen. Friedl sprang auf. „Bewache ihn, Roland!“ sagte er zu dem Löwen, indem er auf Balthasar deutete, und dann ging er unbesorgt nach dem Eingange der Bude, schloß die Thür auf und ließ Simson

eintreten. Mit kurzen Worten erzählte er ihm das Vorgefallene, und staunend hörte Simson ihm zu.

„Diesen Mann hat Gott in unsere Hand gegeben, und zur rechten Stunde!“ sagte er, tief erschüttert von diesem wunderbaren Zusammentreffen. „Friedl, mein Knabe, bereite dich auf seltsame Nachrichten vor, die du vernehmen wirst.“

„Balthasar,“ wendete er sich hierauf zu dem bleichen, zitternden Verbrecher, — „deine schändliche That ist enthüllt, ich weiß Alles und vergebens würdest du versuchen, gegen mich zu läugnen. Friedl, dieser Knabe, den du raubtest, raubtest auf Befehl der Baronin Sternberg, ist Florentin, Graf von Praunstein!“

Ein Ausruf des Erstaunens entrang sich Balthasar's Lippen. Dann runzelte er die Stirn, und mit entschlossenem Trotze erwiederte er: „Du lügst! Es ist nicht wahr!“

„Mensch,“ entgegnete Simson, „bedenke, daß du in unserer Macht bist, daß dein Leben an einem Haare hängt, daß ein Zucken der Wimper Friedl's genügt, dich den Klauen des Löwen zu überantworten! Und dein Tod wäre nur die gerechte Strafe für dein Verbrechen! Dennoch soll dir das Leben geschenkt sein, wenn du jetzt noch die Wahrheit eingestehst, und nicht nur das Leben, sondern auch die Freiheit. Und jetzt rede, oder Friedl und ich verlassen dich, und du magst sehen wie du mit dem Löwen fertig wirst. Du zögerst? Wohlan, Friedl, wir bedürfen seiner nicht — komm!“

Schweigend gingen sie — drohend richtete der Löwe sich auf und heftete die gelben, funkelnden Augen auf sein Opfer. Balthasar's Trotz schwand dahin.

„Halt!“ rief er — „ich will Alles bekennen!“

„Es ist dein Vortheil,“ sagte Simson. — „So rede denn! Ist Friedl der Sohn der Gräfin Praunstein?“

„Ja! Er ist es!“ erwiederte Balthasar.

„Und du raubtest ihn?“

„Nicht ich! Ich führte ihn nur mit mir fort! Den Raub vollbrachte ein Anderer.“

„Ganz recht, die Baronin Sternberg! Welche Gründe bewogen sie dazu?“

„Sie wollte ihrem Sohne Oskar das reiche Erbe zuwenden, welches Florentin zufiel, wenn derselbe nicht verschwand.“

„Richtig! Und höre, Friedl, höre: dieser Oskar war jener Knabe, der den Löwen mit der Reitpeitsche in's Gesicht schlug. Siehst du, hier ist wieder Gottes Finger! Ohne diesen Schlag, der Rolands Zorn reizte, daß er die Eisenstangen ausriß, hätte er heute vielleicht zu spät seinen Käfig erbrochen, und dieser Elende hätte dich zum zweiten Male entführt. Doch weiter! Was bewog dich, Balthasar, der Baronin zum Helfershelfer zu dienen?“

„Eine große Belohnung und mehr noch Furcht!“ erwiederte der Zigeuner. „Wenn ich mich weigerte, so konnte sie mich an den Galgen bringen, und ich fürchte, sie wird es noch jetzt thun.“

„Sie wird es nicht, denn wir haben dir Leben und Freiheit versprochen, und deine früher begangenen Verbrechen magst du mit Gott und deinem Gewissen ausmachen. Aber weiter. Was bewog dich, Friedl in dieser Nacht zu überfallen?“

„Die Baronin befahl es mir. Sie war vor einigen Tagen hier, sie erkannte in Friedl den jungen Grafen und suchte mich auf. Ihre Drohungen schüchterten mich ein. Sie befahl mir, Friedl auf die Seite zu schaffen und ich mußte gehorchen.“

„Gut, dieß dachte ich!“ sprach Simson. „Aber Gott war mit uns und dein Verbrechen sollte nicht gelingen. Genug jetzt. Morgen wirst du deine Aussage in Gegenwart der Gräfin

Praunstein und der Baronin wiederholen, und dann bist du frei. Fürchte nichts! Die Baronin ist nicht minder in unserer Gewalt, wie du, und ich wiederhole nicht nur mein Versprechen, dir Leben und Freiheit zu sichern, sondern Graf Florentin wird dir auch noch eine Summe Geldes geben, die du in fremden Landen zu deinem Fortkommen benutzen magst. Jetzt, Friedl, während ich mich Balthasar's versichere, führe du den Löwen in seinen Käfig zurück."

Balthasar wurde mit denselben Stricken gebunden, die er vorhin dem schlummernden Friedl übergeworfen hatte, und Friedl rief den Löwen, der ihm willig in den Käfig zurückfolgte. Balthasar wurde in einen Wagen eingeschlossen und nun endlich erzählte Simson seinem jungen Freunde ausführlich, welche Nachrichten er in den letzten Tagen gesammelt hatte.

Fruchtlos würde der Versuch sein, die Gefühle zu schildern, welche das Herz Friedl's in dieser Nacht durchbebten. Kein Schlummer kam in seine Augen, und als das erste Morgenroth am östlichen Himmel schimmerte, drang er in Simson, nicht länger die Fahrt nach Praunstein, seiner Heimath, aufzuschieben. Simson zögerte nicht, denn ihn selbst trieb es, die letzte Entwickelung des Drama's ihrem Ende zuzuführen. Nur benachrichtigte er vorher Madame Franchetti, besorgte frische Pferde, geleitete Balthasar zu dem Wagen und stieg endlich selbst mit Friedl hinein.

In scharfem Trabe flogen die Pferde auf der Landstraße dahin, und nach zwei Stunden schon war Schloß Praunstein erreicht. Rasselnd fuhr der Wagen auf den Hof vor die große Freitreppe, und mit zitterndem Herzen stieg Friedl aus. Simson übergab die dampfenden Pferde einem Reitknechte, trat mit seinen Begleitern in das Schloß und verlangte die Frau Gräfin zu sprechen.

„Melden Sie nur Simson, den Thierwärter, mein Freund,"

sagte er zu dem Diener, der seine Weisung in Empfang nahm, — „Simson, den Thierwärter. Er habe der Frau Gräfin sehr wichtige Angelegenheiten mitzutheilen.“

Obgleich es noch früh am Tage war, wurde Simson dennoch sogleich vorgelassen, während Friedl und Balthasar wartend im Vorzimmer zurückblieben. Simson war klug genug, die Nothwendigkeit zu begreifen, die Mutter auf das Wiederfinden ihres Sohnes vorzubereiten, und seine Unterredung mit der Frau Gräfin dauerte daher eine geraume Zeit. Endlich aber sprang die Thür auf, ein Schrei des Entzückens drang aus dem Zimmer, und im nächsten Augenblicke lag der glückliche Friedl in den Armen seiner eben so glücklichen, ach, so unsäglich glücklichen Mutter, die sein schönes Gesicht mit heißen Küssen und Zähren bedeckte.

„Nur eine, eine Frage!“ stammelte die Gräfin. „Florentin, mein Kind, — ist dein Herz rein von Sünde und unbefleckt von Schmach und Verbrechen? Antworte mir, mein Sohn!“

Frei erhob Florentin sein reines Auge zum Himmel. „Rein und unbefleckt,“ antwortete er, „Dank dem Vater droben, der meine Schritte lenkte! Dank der guten Esther und dem Spruche aus dem Buche des Lebens, den sie mir mit auf den Weg gab, als Gott sie zu sich berief! Dank den treuen und wackeren Freunden, die Gottes Vatergüte mir sandte! Ja, Mutter, mein Gewissen ist rein und unbefleckt, denn stets hatte ich Gott vor Augen und im Herzen und hütete mich, daß ich in keine Sünde willigte, noch that gegen seine Gebote!“

Und wieder schloß nach diesen Worten die Mutter den Wiedergefundenen in ihre Arme, und wieder flossen die Thränen ihrer Freude.

Aber lassen wir einen Vorhang über dieses Wiedersehen fallen, welches dem ehrlichen Simson die Augen feucht machte und selbst den verhärteten Balthasar mächtig erschütterte.

Ohnehin sollte es bald durch den Eintritt einer Person gestört werden, welche die Heimkehr des Sohnes mit minder freudigem Herzen begrüßte, als die beglückte Mutter. Die Thür wurde plötzlich aufgerissen, und die Baronin Sternberg trat mit stolzer und erhobener Stirn in das Gemach. Aber sie wankte, und eine jähe Blässe entfärbte ihre Wangen, als sie den Knaben aus der Thierbude in den Armen der Gräfin, als sie Simson, und endlich auch Balthasar erblickte.

„Florentin!" rief sie und sank fast besinnungslos auf die Dielen nieder.

Die Gegenwart und die Aussagen Balthasar's erstickten jede Unwahrheit, jede Lüge der Baronin im Keime. Balthasar, geschützt von dem jungen Grafen, bekannte das ganze Verbrechen, und enthüllte ohne Erbarmen die Schande der vernichteten, von der Höhe ihres Stolzes und ihrer durch Sünde erkauften Hoffnungen gestürzten Baronin. Sie wagte nicht zu läugnen, nicht einmal zu widersprechen, und belastet mit dem Gewichte ihrer Schande floh sie noch in der nämlichen Stunde mit ihrem Sohne aus dem Schlosse, das sie schon wie ihr Eigenthum betrachtet hatte. Balthasar folgte ihr, frei und mit der versprochenen Belohnung, die ihm durch Simson zugesichert war. Friedl aber blieb am Herzen der beseligten Mutter zurück, und Simson, der brave, ehrliche Simson durfte ihre Freude theilen, wie er's redlich verdiente.

— — — —

Frohe Tage hoher Glückseligkeit folgten der Heimkehr des jungen Grafen, denn alle Bewohner der Grafschaft kamen herbei, um den ächten Sprossen des Hauses zu begrüßen und mit freudigem Jubel willkommen zu heißen. Ein Fest folgte dem anderen, bis dann endlich wieder ruhigere Tage kamen, und der Gang des Lebens in das gewohnte Gleis zurückkehrte. Da aber gedachte Florentin derer, die ihn treu geliebt hatten,

als er noch der arme vater- und mutterlose Zigeuner-Friedl gewesen war, und es drängte ihn, sich für alle Liebe dankbar zu beweisen, die er in jenen Tagen des Unglücks genossen hatte. Den ehrlichen Simson bat er, bei ihm auf dem Schlosse zu bleiben, und hier in sorgloser Ruhe seine Tage zu verleben. Aber Simson schlug es ihm ab.

„Nein," sagte er, „Madame Franchetti kann mich nicht entbehren, und ich selber würde mich auch bald wieder zu meinen wilden Freunden hinter den Eisengittern zurücksehnen. Ein ruhiges Leben paßt nicht für mich."

Friedl ließ ihn ziehen, aber er begleitete ihn nach der Stadt, wo er Mancherlei mit Madame Franchetti zu besprechen hatte. Beim letzten Abschiede übergab er Simson ein Dokument: den Kaufbrief für die Menagerie, auf den Namen des ehrlichen Simson als künftigen Eigenthümers ausgestellt. Einzig und allein Roland war ausgenommen, denn von diesem treuen Thiere, dem der junge Graf so viel zu verdanken hatte, konnte sich Friedl nicht trennen. Roland folgte ihm auf sein Schloß, wo ihm ein geräumiger Pavillon im Parke zur Wohnung angewiesen wurde. Er war von einem starken Eisengitter umgeben, damit der gewaltige Löwe auf keine Weise gefährlich werden konnte, und Roland schien sich in seiner neuen Wohnung weit behaglicher zu fühlen, als bisher in dem engen Käfige.

Nachdem sich Friedl auf solche Weise gegen Simson, der mit Thränen von ihm Abschied nahm, und gegen den Löwen dankbar bewiesen, erinnerte er sich auch seiner anderen Freunde. Mit seiner Mutter besuchte er das Dörfchen, auf dessen Kirchhofe die gute alte Esther begraben lag, und über ihrem Grabe ließ er ein schönes Denkmal errichten mit der einfachen Inschrift: „der treuen Hüterin ihr dankbarer Pflegesohn".

Dann forschte er nach Gabriel, dem Zigeunerknaben, und nach Fillide, der Seiltänzerin. Beide wurden nach vieler

Mühe endlich aufgefunden, und Gabriel nahm mit Freuden den Vorschlag des jungen Grafen an, sich dem edlen Waidwerk zu widmen und sich zu späterer Uebernahme einer Försterstelle auf den Gütern des Grafen vorzubereiten. Die kleine Fillide blieb auf dem Schlosse unter der Obhut der Gräfin, welche mütterlich für sie sorgte, und wurde einige Jahre nachher die glückliche Frau von einem der Pächter des Grafen, welchem Friedl bei der Hochzeit auf volle sechs Jahre die ganze Pacht erließ, während seine Mutter die Braut mit einer reichen Aussteuer beschenkte.

So machte Friedl Alle glücklich, die ihm einst freundlich und liebevoll zugethan gewesen waren, während er selbst doch der Glücklichste von Allen wurde durch die Liebe seiner Mutter, in deren Arme Gottes väterliche Güte ihn trotz aller Anschläge der Bösen nach so mancher Prüfung zurückgeführt hatte. In treuester und dankbarster Liebe aber gedachte er stets der alten Esther und des Spruches, den sie auf dem Sterbebette seiner jungen Seele eingeprägt, und der ihn vor den Fallstricken des Bösen und der Sünde bewahrt hatte. Wenn sein Gewissen nicht rein, seine Seele nicht unbefleckt gewesen wäre, hätte er wohl sein großes Glück so ungetrübt und mit voller Hingebung genießen können, als er es jetzt konnte mit dankbarem und fleckenlosem Herzen?

Darum, freundlicher Leser, welches Glück dir auch einst auf deinem Lebenswege beschieden sein möge, trage Sorge, daß deine Freude darüber durch keine trübe und dunkle Erinnerung könne getrübt werden, und bleibe, wie Friedl, stets eingedenk der Worte Tobiä: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebote.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Mühe endlich aufgefunden, und Gabriel nahm mit Freuden den Vorschlag des jungen Grafen an, sich dem edlen Waidwerk zu widmen und sich zu späterer Uebernahme einer Försterstelle auf den Gütern des Grafen vorzubereiten. Die kleine Fillide blieb auf dem Schlosse unter der Obhut der Gräfin, welche mütterlich für sie sorgte, und wurde einige Jahre nachher die glückliche Frau von einem der Pächter des Grafen, welchem Friedl bei der Hochzeit auf volle sechs Jahre die ganze Pacht erließ, während seine Mutter die Braut mit einer reichen Aussteuer beschenkte.

So machte Friedl Alle glücklich, die ihm einst freundlich und liebevoll zugethan gewesen waren, während er selbst doch der Glücklichste von Allen wurde durch die Liebe seiner Mutter, in deren Arme Gottes väterliche Güte ihn trotz aller Anschläge der Bösen nach so mancher Prüfung zurückgeführt hatte. In treuester und dankbarster Liebe aber gedachte er stets der alten Esther und des Spruches, den sie auf dem Sterbebette seiner jungen Seele eingeprägt, und der ihn vor den Fallstricken des Bösen und der Sünde bewahrt hatte. Wenn sein Gewissen nicht rein, seine Seele nicht unbefleckt gewesen wäre, hätte er wohl sein großes Glück so ungetrübt und mit voller Hingebung genießen können, als er es jetzt konnte mit dankbarem und fleckenlosem Herzen?

Darum, freundlicher Leser, welches Glück dir auch einst auf deinem Lebenswege beschieden sein möge, trage Sorge, daß deine Freude darüber durch keine trübe und dunkle Erinnerung könne getrübt werden, und bleibe, wie Friedl, stets eingedenk der Worte Tobiä: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebote.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.